

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 204 Frühjahr | Sommer 2023

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



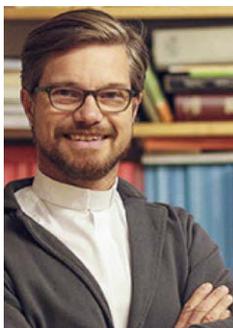
DISKURS MACHT

„Die Gegenwart ist der Mittelpunkt der Zeit. Sie ist dieser unendlich kurze Moment zwischen Vergangenheit und Zukunft, der nie festgehalten oder begriffen werden kann. Meine Frage war: Was ändert sich mit der Skulptur, wenn sie beginnt, sich zu bewegen. ... Ich habe die Unantastbarkeit eines immens aufgeladenen Sujets buchstäblich gebrochen. Dadurch entsteht Dynamik. Ich wollte die Bewegung und auch die Art der Bewegung direkt ins Bild bringen: eine Skulptur eingespannt in das Regelwerk der Zeit sowie in der Dynamik auf der Suche nach ihrem Ausgleich. Die Zeit und die Zeitmessung als immer wiederkehrende Bewegung ist aber auch ein Machtfaktor, denn die Zeitbestimmung und -einteilung, die aus der Beobachtung der Natur entstand, ist eine Erfindung des Menschen. Meine Frage war: Was ändert sich mit der Skulptur, wenn sie beginnt, sich zu bewegen. Wird sie lächerlich? Absurd? Eine Marionette? Es ist ja auch eine theologisch und kulturgeschichtlich immens aufgeladene Figur.“ *ME*

Manfred Erjautz, *Your Own Personal Jesus*, funksignalgesteuerte Turmuhr mit schleichender Sekunde, Christus-Corpus, 2012–16.
Foto: J. Rauchenberger © Bildrecht Wien



Editorial



*„Diskurse herrschen nicht.
Sie erzeugen eine kommunikative Macht,
die die administrative nicht ersetzen,
sondern nur beeinflussen kann.“*

Jürgen Habermas

Wir haben nicht versucht die beiden Begriffe des Themas dieser Ausgabe von „Denken+Glauben“ mit einem Wort oder Satzzeichen zu verbinden oder sie überhaupt zu einem Wort zu verknüpfen.

Vielmehr scheint sie die Spitze eines Metallkruzifixes am Cover unserer Zeitschrift wie eine Speerspitze auseinanderzutreiben. Ein religiös Unmusikalischer, wie der Philosoph Jürgen Habermas, hätte an diese Stelle vermutlich ein anderes Symbol gesetzt. Oder vielleicht doch nicht? Weil auch er weiß, wie sehr dieses Zeichen ohnmächtigen Scheiterns vereinnahmt, ge- und missbraucht wird – auch außerhalb religiöser und kirchlicher Verfasstheit. Der Meisterdenker des Diskurses, als den ihn der Fundamentaltheologe Martin Dürnberger in seinem Beitrag in diesem Heft benennt, weiß um die Gefährdungen diskursiver Verständigung als Herzschlag demokratischen Bewusstseins. Ob in Israel oder der Ukraine, also ob von Innen oder von Außen, prekär geworden ist demokratischer Diskurs nicht nur in diesen Ländern, sondern auf vielen Ebenen auf dem internationalen Parkett unserer Tage. Und gerade angesichts so unterschiedlicher und doch letztlich nicht zufällig zeitgleicher Phänomene darf und sollte man auch mit dem Soziologen Hartmut Rosa die Frage stellen, wie er es in seinem jüngsten Werk über Demokratie und Religion in der Beschreibung ihres eigenartigen Resonanzverhältnisses tut: Was verliert die Gesellschaft, was verliert die Demokratie, wenn die Religion darin keine Rolle mehr spielt?

Nicht nur, weil wir kurz vor dem Osterfest stehen, begleitet also die Auseinandersetzung mit dem Kreuz, dem zentralem Symbol des Christentums, als autonome Bildstrecke die schriftlichen Beiträge dieses Heftes, welche die Begriffe „Macht“ und „Diskurs“ umkreisen und in ihrer wechselseitigen Bedingtheit und Verwiesenheit aufeinander zu zeigen versuchen. Der Künstler Manfred Erjautz führt einen überraschenden, erfrischenden und hoffentlich zum Weiterdenken anregenden Diskurs auf der Bildebene mit einem zentralem Sujet abendländischer Kultur-, Kunst- und Religionsgeschichte. Ich habe mit ihm über die machtgetriebene Vereinnahmung eines Universalsymbols gesprochen.

Vielleicht könnte es in den letzten Tagen der Fastenzeit aber auch gerade um etwas gehen, das Hermann Milletich als Abschluss der Beiträge dieses Themenheftes über einen möglichen Denkprozess über Macht, der sich selbst kritisch hinterfragt, formuliert: Ein kreativer Diskurs sollte nicht bei der Machtausübung über andere ansetzen, sondern bei der Macht über sich selbst und somit mit dem Blick auf außergewöhnlich selbstbestimmte Menschen wie Siddhartha Gautama, Sokrates, Konfuzius oder dem Gott-Menschen Jesus Christus und nicht bei den allmachtsgeliebten Kriegstreibern dieser Welt.

Eine anregende Lektüre und ein gesegnetes Osterfest wünscht in der Vorfreude auf Begegnungen im Sommersemester, ob beim Kirchweihfest am 1. Mai, bei den Galerientagen mit der Performance der ukrainischen Künstlerin Elmira Shemsedinova, beim gemeinsamen Unterwegssein bei der Friedenswallfahrt zum Stift Kremsmünster zu Christi Himmelfahrt oder beim Garteln oder Relaxen im Gemeinschaftsgarten „Allmende Leech“ bei der Universitätskirche und vielen anderen In- und Outdoor-Aktivitäten der KHG.

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

DISKURS MACHT

Gegenseitigkeiten

Unbedingte Diskursivität?

Von Mario Steinwender (2)

Von Leire Urricelqui (3)

Moralische Meinungsverschiedenheiten und offene Diskurse (4)

Von Markus Seethaler

Zeitenwandel (8)

Von Helmut Jungwirth und

Hildrun Walter

Kreuz-Transformationen (11)

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler Manfred Erjautz

Ja(hre) ohne Sommer (16)

Tanja Eigner-Grassmugg

Die Diskursmacht Gottes (18)

Von Isabella Bruckner

Ein künstlerischer Diskurs über die Erschließung eines spirituellen Tiefenraumes (21)

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler Wolfgang Grinschgl

Das gefährdete Herz der Demokratie (24)

Von Martin Dürnberger

Demokratie und Diskursivität (26)

Von Irmgard Griss

Einwürfe (30)

Lisa Weichsler im Gespräch mit Petra Lex

Wer hat Macht? (31)

Von Hermann Milletich

Gegenseitigkeiten

Unbedingte Diskursivität?

Überlegungen zu Kriterien, Kategorien und Normativität in Diskursen

Von Mario Steinwender

Denken wir über Diskurs und Diskursivität nach, so eröffnet sich unmittelbar die politische Dimension dieser Sinngehalte. In einen Diskurs einzutreten, sich in diesem zu positionieren, bedeutet sich öffentlich zu bekennen. Erst durch diese Bereitschaft konstituiert sich der politische Raum, und wird durch das Engagement der Einzelnen geformt sowie gestaltet. Die Einzelnen wiederum finden sich jedoch nicht in einem apolitischen Raum vor bis sie sich entscheiden, in einen Diskurs und damit in eine politische Sphäre einzutreten. Vielmehr gehen ihnen diese voraus. Insofern ergibt sich ein eigenwilliges Spannungsverhältnis zwischen dem immer schon in einem Diskurs situierten Individuum und dem durch die individuelle Handlungsmacht geformten Diskurs.

Idealiter sollten, zumindest nach demokratischen Überlegungen, alle Individuen die Möglichkeit haben, an einem gemeinsamen politischen sowie vernünftigen Diskurs proaktiv und gleichberechtigt zu partizipieren. Umgekehrt müsste sich jeder Proponent immer schon in einem Diskurs vorfinden, in dem er sich frei vollziehen und sich von diesem her frei entwerfen kann. Doch bereits diese sehr allgemeine Charakterisierung birgt jene Gefahr, die sich realiter als Problemstellung erweist. Wie bereits u. a. Michel Foucault und gegenwärtig Judith Butler in ihren Werken darlegen, wird in den idealtypischen Charakterisierungen ein Zustand festgeschrieben, der faktisch gegebene Ausgrenzungsdynamiken cacht. Wer sind die Individuen, denen man zuspricht, sich in einen politischen und vernünftigen Diskurs einzubringen? Wer sind vor allem diejenigen, denen dies nicht zugestanden wird? Welcher Vernunftbegriff wird vorausgesetzt und sind nur jene berechtigt sich in den jeweiligen Diskurs einzubringen, die diesen Begriff teilen? Und wer ist es, der sich das Recht nimmt dies zuzusprechen oder abzusprechen. Diese Infragestellungen verweisen darauf, dass Diskurse, in denen wir uns vorfinden, von Begriffen geprägt sind, die Normativität entfalten, indem sie als Kriterien oder Kategorien die Art und Weise, wie sich der Diskurs als solcher und wir uns ihn diesem vollziehen (können), gestalten. Dabei entscheidet sich an diesen auch, ob ein Individuum als solches in einem Diskurs überhaupt zur Geltung kommt oder nicht.

Doch obschon eine solche Logik Plausibilität beanspruchen kann und vielerorts angewendet wird, z. B. in identitätspolitischen Debatten, scheint dieser Ansatz einen wesentlichen Aspekt der Diskursivität zu übersehen. Diskurse werden nämlich nicht

nur von sozialen, politischen, Konzepten oder Begriffen geprägt, die durchaus hinterfragbar und veränderbar sind, sondern von einer universellen Struktur, die Diskurse überhaupt erst ermöglicht und damit einen Anspruch auf Normativität erhebt, der nicht verhandelbar ist, insofern jene die Bedingung der diskursiven Verhandlung selbst darstellt. Jürgen Habermas formuliert diesen Umstand pointiert in einem Diskussionsbeitrag von 1978: „Man kann den normativen Gehalt möglicher Verständigung rekonstruieren, indem man angibt, welche universalen Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit in einem aktuellen Fall Verständigung erziele werden kann.“ In anderen Worten: Wenn wir beispielsweise mit Judith Butler gewisse normierende Begriffe wie *sex*, *gender*, *race* zurecht diskursiv infrage stellen, bemühen wir eine Struktur, welche den Rahmen des Diskursiven setzt. Sollte diese Struktur als solche diskursiv erörtert und über diese diskutiert werden, setzten wir sie bereits wieder voraus. Dementsprechend entfaltet die Diskursivität des Diskurses eine Normativität, die nicht wie jene der etablierten Kategorien oder Begriffe vorläufig und relativierbar ist. Folglich legt es sich nahe zu überlegen, worin diese Struktur besteht, und ob es sich bei spezifischen Momenten diskursiven Geschehens wie Vernunft oder Freiheit nicht bloß um Konzepte oder Begriffe handelt, sondern darüber hinaus um Strukturelemente des Diskursiven, deren Zurückweisung entweder dazu führt sich selbst aus dem Diskurs zu nehmen oder diese performativ zu bekräftigen.



Mario Steinwender studierte Katholische Fachtheologie sowie Philosophie in Graz. Derzeit befindet er sich im Masterstudium Philosophie, arbeitet als Bildungsreferent der KHG Graz und ist Chefredakteur der Zeitschrift Denken+Glauben.

Foto: da Silva

Gegenseitigkeiten

Unbedingte Diskursivität?
Überlegungen zu Kriterien, Kategorien und Normativität in Diskursen
Von Leire Urricelqui

Die Kriterien für die Beteiligung am politischen Diskurs sind ein ständiges Thema in der politischen Theorie und Philosophie. Aus meiner Perspektive wurde und wird die Festlegung von Kriterien für die Festlegung einer Ordnung der Diskursivität historisch dazu verwendet, Individuen und Gruppen von der politischen Teilhabe auszuschließen und Ebenen der Unterdrückung und Beherrschung der Ausgeschlossenen zu rechtfertigen. Wenn Bedingungen für die Beteiligung wie Mündigkeit, Rationalität oder Deliberationsfähigkeit, aber auch Geschlecht, Rasse oder Klasse festgelegt werden, wird der Zugang zum politischen Raum für diejenigen eingeschränkt und begrenzt, die bestimmte Anforderungen nicht erfüllen. Dies ist besonders nachteilig für Personen und Gruppen, die bereits unter strukturellen Ungleichheiten und Unterdrückung in der Gesellschaft leiden, da diese Kriterien genau dazu dienen, Machtstrukturen zu stärken und den Ausschluss bestimmter Personen und Gruppen weiterhin zu rechtfertigen, wie im Fall des Ausschlusses von Frauen von der politischen Teilhabe und von Black People und People of Color. Diese Kriterien werden auch als universell dargestellt, jedoch ist es wichtig, sie als soziale Konstruktionen zu erkennen, die auf Machtverhältnissen und bestimmten kulturellen und sozialen Werten basieren. Deshalb müssen diese Kriterien immer wieder aus einer kritischen Perspektive untersucht werden, um zu erkennen, wie sie gebraucht werden.

Der Philosoph Jacques Rancière erinnert uns an ein gutes Beispiel, um zu verstehen, wie die Ordnung, die den Zugang zur Diskursivität abgrenzt, funktioniert. Es ist der soziale und politische Konflikt, der zu Beginn des 5. Jahrhunderts v. Chr. zwischen Plebejern und Patriziern stattfand. In diesem Konflikt strebten die Plebejer nach der politischen Gleichheit, die ihnen verwehrt worden war. Das Hauptziel des Konflikts war die Frage, ob es eine gemeinsame Arena gab, in der Patrizier und Plebejer debattieren konnten oder nicht. Für die Patrizier waren die Plebejer Wesen, die der deliberativen Fähigkeit beraubt waren, die wiederum das notwendige Kriterium für den Zugang zum Diskurs war, so dass die Patrizier eine unnachgiebige Haltung einnahmen. Für sie gab es keinen Grund, mit den Plebejern zu debattieren. In diesem Beispiel wird die Fähigkeit zur Deliberation zur Voraussetzung für den Zugang zum Diskurs und folglich für die Aufrechterhaltung der Ordnung darüber, wer die *Zählung* führen darf, d.h. wer Zugang zur Diskursivität hat, aber auch wer über den Zugang dazu entscheidet. Die Patrizier sind

also gleichzeitig diejenigen, die über Wahrheit und Sinn sprechen, und diejenigen, die über die Wahrheit und den Sinn der Diskursivität entscheiden. Dies wiederum regelt den Raum der Erscheinung, in dem festgelegt wird, was gehört und gesagt werden kann, aber auch, wer die Fähigkeit hat, zu sprechen. Indem sie ihren Status in Frage stellen, erinnern uns die Plebejer daran, dass der Zugang zur Diskursivität offen für eine Neugestaltung sein kann und muss, und dass gerade diejenigen, die von außen handeln, die Rolle einer radikalen Demokratie schätzen. Wenn wir Demokratie als radikal verstehen, kann der *demos* nicht mit einer Gruppe identifiziert werden, sondern muss als ein ständiger Prozess der Neubestimmung verstanden werden. Vor allem von den Subjekten, die nicht anerkannt werden. Diese ausgeschlossenen Stimmen sind es, die das Feld der Verständlichkeit neu konfigurieren, das die Ordnung regelt, die genau den Zugang zur Diskursivität festlegt, und die Anforderungen an die Beteiligung immer wieder in Frage stellen können.



Leire Urricelqui studierte Philosophie in Heidelberg, Luzern und Graz. Gegenwärtig ist sie Universitätsassistentin am Arbeitsbereich Politische Philosophie an der Universität Graz. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Kritische Theorie und Poststrukturalismus.

Foto: San Segundo

Moralische Meinungsverschiedenheiten und offene Diskurse

Warum wir unsere Meinung vertreten und dennoch eine Pluralität an Überzeugungen zulassen sollten

Von Markus Seethaler

Wie sollte Mahdi reagieren, wenn sie erfährt, dass Beth, im Gegensatz zu ihr, der Ansicht ist, dass Schwangerschaftsabbruch moralisch falsch ist, weil der Schutz des ungeborenen Kindes nicht mit anderen Werten aufgewogen werden kann? Wie sollte ich, wenn ich der Ansicht bin, dass ein potenziell bedrohtes Gesundheitssystem und der Schutz vulnerabler Mitglieder unserer Gesellschaft genug Gründe für ein solidarisches Verhalten sind, damit umgehen, wenn Mitmenschen ihre persönliche Freiheit durch meine Forderung nach Solidarität bedroht sehen?

Wir vertreten in moralischen Fragen häufig starke Überzeugungen, wissen aber zugleich, dass andere Menschen diese Fragen anders beurteilen. Moralische Meinungsverschiedenheiten begegnen uns sowohl innerhalb unserer Kultur und Gesellschaft als auch im interkulturellen Austausch. Wie sollten wir vernünftigerweise damit umgehen? Sollte dies dazu führen, jeglichen Objektivitätsanspruch in der Ethik aufzugeben? Oder lässt sich Objektivität in der Ethik mit der Feststellung von verbreitetem und tiefgehendem Dissens vereinbaren? Wie kann in diesem Fall ein offener und demokratischer Diskurs aussehen, wenn wir an unseren Überzeugungen festhalten, obwohl wir über deren Umstrittenheit wissen?

Objektivität in der Ethik und moralischer Dissens

Ein häufig genannter Grund, um Objektivität in der Ethik anzuzweifeln, liegt an einem spezifischen Verständnis von Objektivität, welches sich aus dem Ideal der Naturwissenschaften entwickelt hat. Geht man davon aus, nur naturwissenschaftlich mess- und beobachtbare Daten könnten objektive Aussagen stützen, hat die Ethik von vornherein einen schweren Stand. Vertritt man dagegen die These, auch in ethischen Fragen seien objektiv gültige Aussagen möglich, muss man dies erklären. Dafür kann man beispielsweise argumentieren, dass wir uns objektiven Entscheidungsgrundlagen annähern können, insofern wir ein in sich schlüssiges System an ethischen Überzeugungen, Theorien, Prinzipien und Forderungen aufrechterhalten.

Oder aber man ist der Ansicht, in ethischen Fragen könnten wir, ähnlich wie in der Mathematik, rationale Einsichten haben. Oder man betont die Bedeutsamkeit des Austausches der besten und schlüssigsten Argumente, um sich einem objektiven Standard anzunähern. In jedem Fall betonen Vertreter:innen eines Objektivitätsideals in der Ethik, dass dies nicht mit Unfehlbarkeit einhergeht. Selbst jemand, der an der Möglichkeit richtiger und gerechtfertigter moralischer Überzeugungen festhält, muss berücksichtigen, dass sich die eigenen Überzeugungen als falsch herausstellen könnten.

Neben einer allgemeinen Skepsis an ethischen Objektivitätsansprüchen werden üblicherweise zwei spezifische Probleme an moralischem Dissens ausgemacht. Moralischer Dissens scheint einerseits weiter verbreitet und andererseits tiefergehend zu sein als solcher in anderen Bereichen. Während wir zwar wissen, dass es beispielsweise auch zwischen Physiker:innen unterschiedliche Ansätze bezüglich gewisser Phänomene ihres Gebiets gibt, legt sich der Eindruck nahe, dass der Dissens in moralischen Fragen nicht auf Expert:innen beschränkt ist, sondern die breite Masse der Gesellschaft betrifft. Während wir üblicherweise (vielleicht ungerechtfertigt?) davon ausgehen, dass sich die Meinungsverschiedenheit zwischen Physiker:innen auflösen wird, sobald sie mehr Daten gesammelt haben, hat es den Anschein, dass dies nicht in allen moralischen Fragen der Fall ist.

Manche moralischen Meinungsverschiedenheiten wirken so, als wären sie unauflösbar, weshalb sie als besonders besorgniserregend wahrgenommen werden. Was machen wir mit Meinungsverschiedenheiten, die selbst noch bestehen bleiben, obwohl wir alle unsere Argumente auf den Tisch gelegt haben? Wenn wir selbst unter idealen Bedingungen – i. e. alle Beteiligten sind hochgradig vernünftig, offen für alle Argumente und durch und durch reflektiert – letztlich keine Lösung für den Dissens finden können?

Meinungsverschiedenheiten liefern einen Hinweis auf einen möglichen Irrtum. Wir wissen, wie oben angesprochen, immer um unsere Fehlbarkeit. Ein Dissens mit

anderen gibt mir einen guten Grund, anzunehmen, dass ich einen Fehler in meiner Überzeugungsbildung begangen haben könnte. Will ich vernünftig auf einen solchen Dissens reagieren, dann sollte ich diesen als Anlass nehmen, die Zuversicht, mit der ich meine eigene Überzeugung verrete, zu reduzieren. Bin ich beispielsweise von der moralischen Zulässigkeit des Konsums von Milchprodukten überzeugt, und lerne ich, dass andere mir widersprechen und angesichts der gegenwärtigen Massentierhaltung den Konsum jeglicher tierischen Produkte als moralisch problematisch ansehen, so sollte dies dazu führen, zu überlegen, ob ich wichtige Punkte in meiner Überzeugungsbildung übersehen habe, und ob es nicht vernünftiger ist, mich gegebenenfalls der Überzeugung meiner Gegenüber anzunähern.

Meinungsverschiedenheiten sind in vielen Fällen auflösbar. Dies ist immer dann der Fall, wenn manche oder alle Beteiligten eines Dissens einen Fehler begangen haben. Nehmen wir an, Sharik ist der festen Überzeugung, dass die Gleichung $2 + 2 = 4$ wahr ist. Nehmen wir an, dass Anna widerspricht und behauptet, dass fünf das richtige Ergebnis sei, so ist es aufgrund der vorhandenen Evidenz naheliegend für Sharik, anzunehmen, dass Anna einen Fehler begangen hat. Auch in moralischen Fragen gibt es solch eindeutige Meinungsverschiedenheiten. Insofern nun jemand die Überzeugung vertritt, es sei unproblematisch, andere Menschen respektlos zu behandeln, beruht dies offensichtlich auf einem Irrtum oder verdeckten Interessen. Zu verschiedensten moralischen Grundprinzipien, wie etwa anderen keinen Schaden zuzufügen, die Autonomie anderer zu respektieren, Versprechen zu halten, usw., finden wir sehr breite Übereinstimmung. Dissens treffen wir häufig dabei an, wenn es darum geht, welche Ausnahmen von diesen allgemeinen Grundprinzipien zulässig sein könnten.

Dennoch gibt es moralische Fragen, die auch unter idealen Bedingungen unauflösbar sind. Dies liegt an einem gewissen subjektiven Element, welches in ethischen Fragen nicht von der Hand zu weisen ist. Die Person, die ethische Urteile fällt, ist relevant, und bei moralischen Urteilen

können und sollten wir nicht versuchen, von der urteilenden Person zu abstrahieren. Zudem gibt es eine Pluralität an grundlegenden ethischen Werten. Es scheint plausibel zu sein, dass sich diese ethischen Werte nicht in eine klare und allgemeingültige Hierarchie bringen lassen, sondern je nach Situation sowie Perspektive unterschiedlich gewichtet werden müssen. Genau diese Einsicht verleitet manche dazu, jegliche Objektivität in der Ethik über Bord zu werfen. Ich denke aber, dass dieser Schritt zu voreilig ist. Zuzugestehen, dass wir in der Ethik ein individuelles Element antreffen, ist nicht gleichbedeutend damit, einen Subjektivismus oder Relativismus zu vertreten. Was wir tun sollten, ist Raum für individuelle Einschätzungen zu schaffen. Verschiedene Menschen gewichten und priorisieren moralische Werte unterschiedlich. Das bedeutet nicht, man könne beliebige Überzeugungen vertreten, aber es schafft einen gewissen Spielraum für Individualität in der ethischen Urteilsbildung.

Moralischer Dissens und Diskursivität

Greifen wir das Beispiel vom Beginn wieder auf. Naheliegenderweise teilen Mahdi und Beth eine Reihe von moralischen Wertvorstellungen. Beide sind der Ansicht, dass Autonomie, der Schutz des ungeborenen Lebens, anderen keinen Schaden zuzufügen oder andere mit Respekt zu behandeln, in der Frage nach der moralischen Zulässigkeit von Schwangerschaftsabbrüchen relevant sind. Mahdi und Beth unterscheiden sich allerdings darin, wie diese Werte in der konkreten Frage zu gewichten sind. Nun kann es der Fall sein, dass eine beteiligte Partei einen Fehler begangen hat. Vielleicht hat eine der beiden in ihrer Urteilsbildung wichtige Argumente und Überlegungen übersehen. Oder aber Vorurteile und Hintergrundannahmen führen zur vertretenen Überzeugung. In dem Fall handelt es sich um eine auflösbare Meinungsverschiedenheit, auch wenn wir in der Praxis oft nicht besonders gut darin sind, Fehler einzugestehen. Es ist aber genauso gut möglich, dass sich Mahdi und Beth umfassend informiert haben, dass sie beide aufgeschlossen und offen sowie sich der Argumente der jeweiligen Gegenseite bewusst sind,

und dennoch die involvierten Werte unterschiedlich gewichten. In diesem Fall handelt es sich um eine prinzipiell unauflösbare Meinungsverschiedenheit.

Allerdings ist nicht jede beliebige Überzeugung in dieser Frage gerechtfertigt und vertretbar. Wenn Chad der Meinung ist, die moralische Zulässigkeit von Schwangerschaftsabbrüchen hänge allein davon ab, wie der biologische Vater die Situation bewertet, dann wäre dies keine vertretbare Position. Wir können Chad zugestehen, der Perspektive des biologischen Vaters Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, aber zu argumentieren, dies sei der entscheidende Faktor, lässt die Perspektiven derer, die am unmittelbarsten durch die Entscheidung betroffen sind, außer Acht.

Wollen wir vernünftig auf moralische Meinungsverschiedenheiten reagieren, sollten wir diese als Hinweis darauf ansehen, dass wir einen Fehler begangen haben könnten. Es kann aber auch sein, dass wir zwar keinen Fehler begangen haben, aber mit einer Frage konfrontiert sind, die einen gewissen individuellen Spielraum erlaubt, und in der die richtige Antwort nicht eindeutig und vollkommen perspektiven- und kontextunabhängig definierbar ist. In jedem Fall bedeutet dies, die Überzeugungen anderer ernst zu nehmen. Blind an unserer eigenen Überzeugung festzuhalten, wäre ein ungerechtfertigter Dogmatismus. Wir müssen aber umgekehrt auch nicht in einen globalen Skeptizismus verfallen. Wir benötigen gute Gründe, um unsere Überzeugung angesichts von Dissens beizubehalten. Gute Gründe haben wir beispielsweise dann, wenn wir einen Fehler feststellen, den unser Gegenüber begangen hat, während unsere eigenen Schlussfolgerungen weiter gestützt werden können. Aber, und dies ist entscheidend, eine prinzipiell unauflösbare Meinungsverschiedenheit liefert ebenso einen guten Grund, an der eigenen Überzeugung festzuhalten, weil man erkennt, dass die andere Überzeugung ebenfalls, aus der Perspektive des Gegenübers, gerechtfertigt ist. Dies wiederum bedeutet, dass ich zwar gerechtfertigt bin, an meiner Überzeugung festzuhalten, mein Gegenüber aber ebenfalls als gerechtfertigt anerkenne, an ihrer Überzeugung festzuhalten.

Angesichts unauflösbarer moralischer Meinungsverschiedenheiten benötigen wir zumindest drei Aspekte für einen vernünftigen praktischen Umgang miteinander: (1) eine grundlegend tolerante Einstellung gegenüber den Überzeugungen anderer, (2) eine Einstellung, die Offenheit für neue Erkenntnisse der blinden Verteidigung bestehender Überzeugungen vorzieht, und (3) einen fortgesetzten rationalen Diskurs im Angesicht scheinbar

unauflösbarer Konflikte. Eine tolerante Einstellung erfordert einerseits, Überzeugungen, die man als falsch ansieht, nicht zu verhindern, und andererseits genaue Grenzen zu definieren, an denen die Toleranz endet. Die eigenen Überzeugungen zu verteidigen, ist in vielen Fällen nützlich, daher erfordert es umfassende Selbstreflexion, um sich dennoch eine grundsätzliche Offenheit beizubehalten. Den Diskurs nicht abubrechen, obwohl wir erkennen, dass die darin enthaltenen oder aufkommenden Formen des Dissens sich nicht lösen lassen, fordert Geduld und Selbstkontrolle. Ein fortgesetzter Diskurs kann nur funktionieren, insofern wir bereit sind, einen Schritt zurückzumachen und zu überlegen, welche grundlegenden Übereinstimmungen sich hinter konkreten Meinungsverschiedenheiten finden lassen.

All das ist anspruchsvoll. Einerseits sprechen aber pragmatische Überlegungen sehr für einen solchen Zugang. Obwohl sich gewisse Meinungsverschiedenheiten niemals auflösen lassen, müssen wir einen Weg finden, unser gesellschaftliches Zusammenleben zu organisieren. Andererseits sprechen auch vernunftbasierte Überlegungen für einen solchen Zugang. Wenn wir nur dann gerechtfertigt sind, unsere Überzeugungen in unauflösbaren Meinungsverschiedenheiten beizubehalten, wenn wir anerkennen, dass auch die Überzeugungen derer gerechtfertigt sein können, die uns widersprechen, so sind wir dann und nur dann rational, insofern wir auch den Überzeugungen anderer Raum lassen.

Das bedeutet nicht, beliebige Überzeugungen zulassen zu müssen. Viele moralische Meinungsverschiedenheiten beruhen auf Irrtümern und Fehlern, die wir aufdecken können. Unauflösbare moralische Meinungsverschiedenheiten sprechen aber dafür, sich aus Vernunftgründen für einen pluralen Diskurs einzusetzen, der sich den Werten der Toleranz und Offenheit verschreibt, obschon dieser sehr herausfordernd ist.

Markus Seethaler ist Lehrbeauftragter an der Universität Graz, der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt und der Fachhochschule Joanneum Graz. In seiner Dissertation, die er 2022 in Philosophie an der Universität Graz verteidigte, widmete er sich dem Thema des „Moral disagreements“. Aktuell führt er seine Forschungen weiter und beschäftigt sich mit unauflösbaren moralischen Konflikten.



Foto: privat



„Lego ist das Kreativmaterial meiner Kindheit. Das Schöne an diesem Material ist auch, dass es so fragil ist. Mit dem Lastwagen mit den geöffneten Türen kommt Dynamik in die Skulptur und gleichzeitig entsteht ein Durchblick.“ *ME*

Manfred Erjautz, General Systems, Lego, 2004.
Foto: Erjautz © Bildrecht Wien

Zeitenwandel

Eine Geschichte der Wissenschaftsvermittlung
Von Helmut Jungwirth und Hildrun Walter

Ein Blick in die Geschichte zeigt uns, wie sich Wissenschaft und Forschung durch technische Errungenschaften, politische Entwicklungen oder durch gesellschaftliche Strömungen verändern. Doch nicht nur der wissenschaftliche Fortschritt unterliegt dem Wandel, sondern ebenso die damit einhergehende Wissenschaftsvermittlung. Wissenschaftskommunikation hat ihrerseits wiederum Einfluss auf unsere Gesellschaft und ermöglicht eine emanzipierte Entscheidungsfindung auf Grund von wissenschaftlichen Erkenntnissen, sowohl für das eigene Leben sowie für Wahlen und andere demokratische Prozesse.

Wissenschaftskommunikation darf aber keinesfalls nur als einfache, verständliche Art der Vermittlung wissenschaftlicher Inhalte verstanden werden, sondern ist natürlich weit mehr, nämlich ein breiter sowie offener Dialog und Diskurs zwischen Expert:innen und Zielgruppen. Wir verwenden hier bewusst den Ausdruck „Zielgruppen“, und nicht „breite Öffentlichkeit“, denn jede Art der Kommunikation ist nur dann erfolgreich, wenn sie zielgerichtet ist. Wenn wir also jene Gruppe/n, die wir erreichen wollen, ganz klar definieren und eingrenzen. Denn unterschiedliche Zielgruppen haben z. B. unterschiedliche Interessen, Bedürfnisse, Ängste, Erfahrungen oder Vorkenntnisse. Wichtig ist allerdings: Je größer die Überschneidung ist, die der zu vermittelnde Inhalt mit unserem Alltagsleben hat, desto mehr Menschen werden wir natürlich erreichen. Deshalb ist das Herausarbeiten dieser Schnittmenge ein zentraler Punkt für eine erfolgreiche Etablierung neuer Formate in der Wissenschaftskommunikation. Die Ziele der Wissenschaftskommunikation können dabei so vielfältig sein wie deren Zielgruppen: von einem allgemeinen Wissenstransfer zwischen Forschung, Wirtschaft und Gesellschaft, über einen vielseitigen Diskurs zur Beleuchtung kritischer Fragen, bis hin zur Entwicklung einer breiten gesellschaftlichen Akzeptanz für wissenschaftliche Errungenschaften.

Vertrauensverlust

Gerade in Zeiten der Corona-Pandemie ist das Vertrauen in die Wissenschaft sehr in Mitleidenschaft gezogen worden. Etwas provokant ließe sich da fragen: Wer trägt dafür die Verantwortung? Wissenschaftler:innen, weil sie durch eine unzureichende Wissenschaftsvermittlung mit immer wieder neuen, sich auch widersprechenden Daten wissenschaftliche Laien verwirrt haben? Politiker:innen, weil sie

zu zaghaft reagiert, den Wissenschaftler:innen vielleicht zu wenig Beachtung geschenkt und dadurch das Vertrauen in die Forschung nicht unbedingt gefördert haben? Journalist:innen, die mit wissenschaftlich unzureichend recherchierten und reißerisch aufbereiteten Artikeln – z.B. zu den COVID-19-Impfstoffen – zusätzlich Ängste geschürt haben? Schuldzuweisungen sind sicherlich nicht des Rätsels Lösung. Was wir benötigen, ist eine reflektierte und konstruktive Diskussion über die Zukunft der Wissenschaftsvermittlung. Zum einen, um den verschiedenen Personengruppen in unserer Gesellschaft Informationen als Diskussions- und Entscheidungsgrundlage zugänglich zu machen, zum anderen, um ein wirkungsvolles Werkzeug zu entwickeln, Verschwörungsmythen/Desinformationskampagnen den Boden zu entziehen. Dabei scheint ein Blick in die Geschichte der Wissenschaftskommunikation durchaus lohnenswert.

Populäre Wissenschaft

Im 17. und 18. Jahrhundert waren Forscher:innen in ihrer Art der Wissenschaftsvermittlung sowohl äußerst aktiv, als auch außerordentlich kreativ. Ein prägnantes Beispiel hierfür ist der Naturforscher Otto von Guericke, der um das Jahr 1660 in einem aufwendigen Experiment die Kraft des Luftdruckes eindrucksvoll veranschaulichte. Dieser Versuch gilt heute noch, einige hundert Jahre später, als Musterbeispiel für Wissenschaftskommunikation. Guericke legte zwei Metallhalbkugeln, bekannt als „Magdeburger Halbkugeln“, aneinander, sodass sie eine Kugel bildeten. Anschließend entzog er dem so entstandenen Hohlraum über ein Ventil die Luft. Zwei Gespanne mit je acht Pferden sollten nun versuchen, diese beiden Halbkugeln zu trennen. Sie scheiterten. Der Luftdruck, der von außen wirkte, sorgte nämlich dafür, dass die Pferde die Kugel nicht auseinanderziehen konnten. Die Halbkugeln konnten erst wieder getrennt werden, nachdem Otto von Guericke durch ein Ventil die Umgebungsluft wieder zurück in die Kugel strömen ließ. Ein wahrlich imposantes Experiment, um die Kraft des Luftdruckes zu veranschaulichen.

Möglich wurden solche öffentlichkeitswirksamen Experimente vor allem dadurch, dass Wissenschaftler:innen zur damaligen Zeit zumeist von adeligen Mäzenen unterstützt wurden. Mit diesen Schauexperimenten konnten die Forscher:innen ihre Arbeit in bestem Licht präsentieren, im Gegenzug bekamen ihre Unterstützer:innen

ein tolles Rahmenprogramm für ihre ausschweifenden Feste. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts entfernte sich die Wissenschaft jedoch immer weiter von der Öffentlichkeit. Das hatte vor allem drei Gründe: (1.) Wissenschaft und Forschung wurden zunehmend von staatlicher Seite gefördert, somit nahmen die öffentlichen Schauexperimente ab; (2.) um Präzisionsdaten zu generieren, wurden die Versuche zunehmend in isolierte Labore verlagert, wodurch der Bevölkerung der Blick auf die Experimente verwehrt blieb; (3.) Wissenschaftler:innen kommunizierten zunehmend intern, um ihre Erfahrungen vermehrt mit Fachkolleg:innen auszutauschen. Dadurch entwickelten sich eigene fachliche Wissenschaftssprachen und es wurde fortan in Peer-Review-Journals, großteils unter Ausschluss der Öffentlichkeit, publiziert.

Ein weiterer Wendepunkt in der Wissenschaftsvermittlung war Mitte des 20. Jahrhunderts das Aufkommen der modernen Massenmedien. Hier wählten Journalist:innen und Verlagsbüros die Themen und Beiträge nach ihren Kriterien aus, ohne Platz für Diskussion. Damit wurde die Distanz von Wissenschaftler:innen zur Gesellschaft immer weiter vergrößert. Heute jedoch beginnen sich interne und externe Wissenschaftskommunikation wieder langsam zu ändern. Intern, da immer mehr Informationen öffentlich zugänglich (Open Access) sind und getauscht werden können. Extern, da Forscher:innen sich über neue digitale Medien ein wenig von der Abhängigkeit der traditionellen Medien befreien sowie wieder in direkten Kontakt und in den damit verbundenen Diskurs mit der Öffentlichkeit treten können. Wie wichtig dieser öffentliche Diskurs ist, zeigt das Beispiel von Citizen Science – die aktive Einbeziehung von Bürger:innen bei wissenschaftlichen Projekten. Nimmt das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Wissenschaft ab, so kommt der Förderung des Interesses an und des Verständnisses für Wissenschaften immer mehr Bedeutung zu. Citizen Science Projekte können durch die enge Zusammenarbeit mit Bürger:innen für den Wiederaufbau von Vertrauen in die Wissenschaft eine wichtige Rolle spielen.

Digitalität und Wissenschaft

Digitale Medialität birgt zudem neue Möglichkeiten für die Wissenschaftskommunikation. Soziale Netzwerke bieten zumindest vier entscheidende Vorteile gegenüber einem persönlichen In-Kontakt-Treten: Sie eröffnen einen räumlich unbegrenzten Austausch. Die Kommunikation kann asynchron stattfinden, folglich schreibt, fragt, antwortet und diskutiert jede:r dann, wenn sie oder er es gerade möchte, unabhängig vom Zeitplan der anderen an der Unterhaltung teilnehmenden Personen. Die Hemmschwelle, mit Wissenschaftler:innen in Interaktion zu treten sinkt. Geschützt durch ein anonymes Auftreten lassen sich gewisse Fragen oder Diskussionsbeiträge leichter stellen als bei einer Podiumsdiskussion vor großem Auditorium. Außerdem können verschiedene Akteure in einen gemeinsamen Diskurs treten und so ihre Ansichten vertreten.

Digitale Kommunikation enthält aber auch Risiken, da politisch, wirtschaftlich oder religiös motivierte Personengruppen manchmal sehr erfolgreich Meinungen vertreten, die dem aktuellen wissenschaftlichen Konsens widersprechen. Weil sich Fake News rasend schnell verbreiten können, ist eine fundierte digitale Wissenschaftskommunikation erforderlich, um verlässliche Informationsquellen zu bieten.

Die digitale Wissenschaftskommunikation der Zukunft sollte einen gleichberechtigten Zugang zu wissenschaftlichen Informationen und besonders zum offenen Austausch bieten. Ein demokratisch geführter Diskurs zu wissenschaftlich-gesellschaftlichen Themen ermöglicht Vielseitigkeit für deren Betrachtung und somit die Prüfung wissenschaftlicher Erkenntnisse auf ihre Fundiertheit und Relevanz hin. Dabei entkräftet dieser den Schein ihrer generellen Gültigkeit und Anwendbarkeit. Überdies eröffnet die Pluralität im Diskurs ein großes Potential für die Entwicklung kreativer, innovativer und sozial-gerechter Ansätze in der Forschung. Diese gilt es dann im gemeinsamen Austausch zu verfolgen.

Helmut Jungwirth
ist Molekularbiologe und
wurde 2016 an der Universität
Graz zu Österreichs
erstem Universitätsprofessor
für Wissenschaftskommunikation
berufen.



Foto: Tzivanopoulos

Hildrun Walter
beschäftigt sich seit 2018
mit Wissenschaftskommunikationsforschung
am Zentrum für Gesellschaft,
Wissen und Kommunikation
der Universität Graz.



Foto: Tzivanopoulos



„Diese Skulptur ist eine Art Schwellenmarkierung,
vor der man keine Angst zu haben braucht.
Man kann zugreifen, die Klinke anfassen,
oder auch nicht.“ *ME*

Manfred Erjautz, *The Opener*, 2022.
Foto: Erjautz © Bildrecht Wien

Kreuz-Transformationen

Alois Kölbl im Gespräch mit dem
Künstler Manfred Erjautz



Manfred Erjautz, INRI/ERNA, Lego, Teetasse, Künstler, 2005.
Foto: Caroline Heider © Bildrecht Wien

Über Jahrhunderte war das Kreuz und das Geschehen auf Golgotha Fixstern im Diskurs abendländischer Kunstgeschichte. Längst kirchlicher Auftraggeberschaft entwachsen, taucht es auch in der autonom gewordenen Kunst des 20. und 21. Jahrhunderts immer wieder auf. Bereits 1985 war die Dokumentation eines Tau-Kreuzes in der Werkmappe des Künstlers Manfred Erjautz, die er zur Aufnahme an die Akademie der Bildenden Künste in Wien bei seinem Lehrer Bruno Gironcoli einreichte. Seitdem hat er sich immer wieder unter ganz unterschiedlichen Vorzeichen und mit verschiedensten Materialien mit dem Thema auseinandergesetzt. Mit der Umgestaltung eines historischen Kreuzes am Hochaltar der Grazer St. Andrä-Kirche ist im vergangenen Jahr eine Kreuz-Transformation auch dauerhaft in einen Kirchenraum gelangt, gleichzeitig erregte die temporäre Präsentation seines Werkes „Your Own Personal Jesus“ in der Innsbrucker Spitalskirche durch Bischof Hermann Glettler teilweise heftigen Widerstand. Bereits zuvor wurde sein Lego-Kreuz in der Wiener Jesuitenkirche mehrmals durch Vandalenakte zerstört. Alois Kölbl hat mit Manfred Erjautz über seine Auseinandersetzung mit einem zentralen Sujet der Kunst- und Kulturgeschichte gesprochen.

In Deinem künstlerischen Werk taucht immer wieder unter ganz unterschiedlichen Vorzeichen die Auseinandersetzung mit dem Kreuz auf. Beginnen wir beim Thema dieses Heftes: Macht und Diskurs ...

Da denke ich an eine Skulptur, die anlässlich einer Ausstellungseröffnung im Theatercafé Cho-Cho San in Klagenfurt entstanden ist. Das Café war in den frühen zweitausender Jahren, als

Landeshauptmann Jörg Haider in Kärnten regierte, ein intellektuelles und kulturelles Widerstandsnest. Ich wollte in der damaligen Situation die Scheinheiligkeit von Politikern thematisieren, die Kreuze vor

sich hertrugen um das „Christliche Abendland“ zu verteidigen. Ich habe orange, blaue und braune Steine, nach den Farben der politischen Parteien, ausgewählt und daraus ein Legokreuz entworfen. Es ging mir um die Frage, wie weit das Kreuz als christliches Zeichen missbraucht, vereinnahmt und transformiert werden kann. Die Arbeit war mit zwei Nägeln an der Wand befestigt, um eine fiktive Mittäterschaft zu evozieren. Die beiden Enden des horizontalen Kreuzbalkens wurden mit Scharnieren versehen, um – an Sonntagen und Feiertagen herausgeklappt – das Hakenkreuz zu symbolisieren. So wollte ich die missbräuchliche Verwendung eines Zeichens thematisieren und auch die Frage, inwieweit sich Mächte wie Religion und Politik gegenseitig stützen sowie beeinflussen. Allein die plastische Sprache, das verwendete Material und die dekonstruierte Form drücken die verschiedenen Ebenen einer Interpretation aus.

In einer Arbeit, die in Innsbruck viel Aufsehen erregt und Widerstand hervorgerufen hat und seit Kurzem zum fixen Bestandteil der Sammlung des Grazer Kulturmuseums gehört, wird der zerlegte Körper des Gekreuzigten als bewegte Skulptur zum Bestandteil eines Uhrwerks. Wie ist die Idee zu dieser Skulptur entstanden?

Das war eigentlich Zufall. Freunde haben mir erzählt, dass im Keller eines Hauses, das abgerissen werden sollte, eine Christusfigur liegt. Ich bin dann dort hingefahren, und mir hat die Figur sofort gefallen, da sie eine unglaublich auratische Ausstrahlung in dem dunklen vermüllten Keller hatte. Als ich den Christus-Corpus dann angefasst habe, merkte ich, dass die Skulptur total feucht und kurz vor dem Zerfall gewesen ist. Ich erkannte: Das ist ein ambulanter Notfall! Zunächst habe ich einfach Maßnahmen gesetzt, um die Skulptur zu retten: langsame Entfeuchtung, Insektencheck, Stabilisierung der losen Teile und Erstellung einer

Dokumentation. Über das Berühren habe ich mich dann dem Inhalt angenähert. Da lag eine Skulptur, die ich handwerklich sehr schätzte, gleichzeitig aber wusste ich: Alles, was ich hier mache, kann auch gegen mich verwendet werden (lacht). Aber ich hatte ja Zeit. Die Auseinandersetzung mit der geschnitzten Figur war intensiv, die Recherche umfangreich, und so kam ich zum Schluss, dass sie unter anderem wegen der Formgebung des Bartes um 1800 im Allgäu entstanden sein musste und mit dunklem Bier auf der Sichtseite gebeizt worden war. Die Skulptur hat hinten am Rücken eine Aussparung, die mich natürlich interessierte, aber ich habe mich dann dazu entschieden, dieses Geheimnis nicht zu lüften. Schon bald war auch klar, dass ich die beschädigten Finger und Zehen nicht ersetzen, sondern nur die Risse am Corpus sichern wollte. Ihre Verletzungsgeschichte sollte sichtbar bleiben. Die Restaurierung war dann ein sehr aufwändiger Prozess in meinem Atelier. Die Gefahr war groß, dass das durch Infiltration eingefüllte Harz zur Befestigung des Holzes durch vorhandene Risse im Gesicht wieder austritt; das wollte ich natürlich verhindern. Nach ungefähr einem Jahr war dann der Corpus gefestigt. Diese einzelnen Schritte meines Vorgehens nannte ich sakrale Chirurgie, ich habe den Prozess auch fotografisch dokumentiert. Durch die intensive Auseinandersetzung mit einem Thema entsteht eine Art Mechanik des Denkens, Fragestellungen lassen einen nicht mehr los und sogar im Schlaf wirken diese nach. Mein Interesse an der Zeit und deren Vergänglichkeit, am nie zu fassenden Moment der Gegenwart, ließ mich schon geraume Zeit zuvor Uhren zu Skulpturen transformieren. Ein stillstehendes Symbol in Bewegung zu versetzen empfand ich als große Herausforderung und habe beschlossen aus dem Corpus eine Uhrenskulptur zu bauen. Nach diversen Modellversuchen wie die Skulptur funktionieren sollte, war bald klar, dass die Arme zu Zeigern

werden würden, ich aber dafür die fragile Figur zerlegen musste. Ich orientierte mich dafür an schon vorhandenen Rissen im Holz, um der Figur die Arme zu brechen und diese dann als Sekunden- und Minutenzeiger verwenden zu können. Ich erinnere mich noch genau an die Geräusche, die dabei entstanden.

Das war also eine sehr persönliche Aneignung der Christus-Figur, die auch im Titel zum Ausdruck kommt. Lässt sich das auch als Beitrag zu einer Neu-Interpretation in der unüberschaubaren Landschaft der Auseinandersetzung mit einem klar definierten, aber anscheinend unerschöpflichen Sujet lesen?

Ich habe die Unantastbarkeit eines immens aufgeladenen Sujets buchstäblich gebrochen. Dadurch entsteht Dynamik. Ich wollte die Bewegung und auch die Art der Bewegung direkt ins Bild bringen: eine Skulptur eingespannt in das Regelwerk der Zeit sowie in der Dynamik auf der Suche nach ihrem Ausgleich. Die Zeit und die Zeitmessung als immer wiederkehrende Bewegung ist aber auch ein Machtfaktor, denn die Zeitbestimmung und -einteilung, die aus der Beobachtung der Natur entstand, ist eine Erfindung des Menschen. Dieses künstliche Regelwerk, das den Jesus vom Folterinstrument der Kreuzesbalken befreit, ist doch gleichzeitig wieder ein Instrument der Macht. Meine Frage war: Was ändert sich mit der Skulptur, wenn sie beginnt, sich zu bewegen. Wird sie lächerlich? Absurd? Eine Marionette? Es ist ja auch eine theologisch und kulturgeschichtlich immens aufgeladene Figur. Was würde geschehen, wenn eine Buddha-Figur zu tanzen beginnt? Das sind Fragestellungen, die mich beschäftigen und hoffentlich bei den Betrachter:innen weitere Fragen auslösen.

Die Skulptur wurde in verschiedenen Kontexten gezeigt und hat teilweise heftigen Widerstand hervorgerufen. Warum?



„Ich wollte die missbräuchliche Verwendung eines Zeichens thematisieren und auch die Frage, inwieweit sich Mächte wie Politik und Religion gegenseitig stützen und beeinflussen.“ *ME*

Manfred Erjautz, *The Catch in the Story / Der Haken an der Geschichte*,
(Installationsansicht im Café Cho-Cho San, Klagenfurt), 2010.
Foto: Erjautz © Bildrecht Wien

Die Ausstellung in der Spitalskirche in Innsbruck in der Fastenzeit im letzten Jahr, die zu Kontroversen führte, war nicht die erste Station ihrer Präsentation. Zunächst habe ich sie im Kunsthhaus Mürzzuschlag vom Uhrwerk gelöst gezeigt. Die Jesus-Figur begann dort buchstäblich im Ausstellungsraum zu fliegen. Im Museumskontext entfaltete das eine ganz andere Dynamik als später an der Wand der Konzilsgedächtniskirche in Wien-Lainz. Dort gab es sehr positive Reaktionen der Kirchen-Gemeinde auf die Intervention. In Innsbruck wurde sie dann in der Fastenzeit auf Einladung von Bischof Glettler gar nicht im Altarbereich oder im Kirchenschiff, sondern auf der Orgelempore gezeigt. Trotzdem kam es zu heftigen, ablehnenden Reaktionen. Ich bekam sogar Drohbriefe. Ich wollte mit „Your Own Personal Jesus“ nicht provozieren, für mich ging es vielmehr um eine respektvolle künstlerische Aneignung. So wollte ich verstehen, warum ich die Gefühle einer Gruppe von Menschen so verletze, und sie sich offensichtlich provoziert fühlten. Ich stellte mich einer Diskussion, die allerdings außer viel Emotion und teilweise heftigen Beschimpfungen nichts hervorbrachte, was mich bewogen hätte, meine Skulptur zu verändern.

Bei einer anderen Kreuz-Arbeit von Dir war der Ausgangspunkt ein Vandalenakt: ein psychisch kranker Mann hatte ein Elfenbeinkruzifix vom Hochaltar der Grazer St. Andrä-Kirche genommen und in den nahe gelegenen Mühlgang geworfen. Skulptur und Glas-Kreuz blieben dabei wie durch ein Wunder nahezu unbeschädigt. Nur der rechte Arm der Christusfigur ging verloren. Ich habe Dich dann als Pfarrer von St. Andrä gefragt, ob Dich eine künstlerische Gestaltung dieser verletzten Skulptur interessieren würde ...

Man kann mich fangen mit guter Kunst, und dieser Elfenbein-Corpus ist von höchster künstlerischer Kraft und

Qualität. Mit dieser Skulptur wollte ich sehr sorgsam umgehen, denn ich hatte großen Respekt vor der künstlerischen Meisterschaft. Der Prozess der Vervollständigung war geprägt durch selbstverantwortete Denkfehler und eine fast vergebliche Suche nach einer plastischen Lösung des Problems.

Du hast dann mit einem Fundstück aus Deinem Atelier nicht nur den Arm wie durch eine Prothese sehr kreativ ersetzt, sondern mit dem Titel „The Opener“ auch eine inhaltliche Lese-Richtung gewiesen. Was waren Deine Überlegungen dabei?

Mir ging es um die Verknüpfung von zwei Raum- und Größendimensionen: des Raumes der Betrachter:innen und des Raumes der stark unterlebensgroßen, perfekt in Elfenbein gearbeiteten Christus-Figur. Mein Eingriff verbindet diese beiden Räume: Der Türgriff, den ich der Skulptur sehr präzise anfügte, ist kein Cyborg-Armersatz, sondern eine ganz reale Türklinke aus Messing, ein Gegenstand, den wir jeden Tag viele Male berühren. Es entsteht also eine Möglichkeit, etwas für sich zu öffnen. Durch den Türgriff wird der Christus berührbar. Ich kann ihn in gewisser Weise in die Hand nehmen, mich anhalten. Ich mache aus der Skulptur am Hochaltar eine große Türe. Aus der Attacke im Kirchenraum – einem aggressiven Angriff – entwickelt sich ein Zugriff, der ihn wieder vervollständigt. Diese Skulptur ist eine Art Schwellenmarkierung, vor der man keine Angst zu haben braucht. Man kann zugreifen, die Klinke anfassen, oder auch nicht.

Vor fast zwanzig Jahren haben Johannes Rauchenberger und ich als Redakteure der Zeitschrift „Kunst und Kirche“ am Cover der Ausgabe zum Thema „Ikono-graphie und Autonomie“ ein Foto von Dir gezeigt, auf dem Du mit einer Deiner Lego-Skulpturen spielst: ein Baukran, auf dessen Stabilisierungsgewicht auf der

einen Seite der Kreuz-Titulus „INRI“ und auf der anderen Seite der Name „ERNA“ stand. Der Künstler als hehrer Homo Creator in einer subtilen, ironischen Brechung ...

„INRI“ steht natürlich für etwas vollkommen anderes als der weibliche Vorname Erna. „INRI“ verweist auf einen Machtanspruch, „ERNA“ in die Banalität der Alltagswelt. Mir ging es da auch um das Machtgefälle innerhalb der kirchlichen Hierarchie, wo Frauen noch immer nicht entsprechend vorkommen und gewürdigt werden. Wir haben da seit zweitausend Jahren eine Männerkultur, in der Kunst ist das ja sehr ähnlich. Auch da gibt es in der Geschichte hauptsächlich den männlichen Blick auf die Frau. Ich wollte mich da auch selbst an der Nase nehmen. Vielleicht ist das eine meiner provokantesten Arbeiten. In unseren mitteleuropäischen Dörfern gibt es die Kirchtürme als Zeichen, an denen man sich ausrichtet, die mit ihren Uhren auch die Zeit bestimmen. Da geht es auch um eine Machtdemonstration. Kirchtürme gehören zu unserer urbanen Landschaft. Kräne prägen diese Landschaft temporär. Sie sind Zeichen eines Prozesses. Der Kran verschwindet, der Kirchturm bleibt. Kräne sind vertikale Zeichen von Lebendigkeit und Transformation.

Das Foto zeigt mich vor einem weiß-gelben Kran mit der Aufschrift „INRI“, dort, wo normalerweise die Firmeninschrift steht. Ich tauche einen leeren Container in eine Teetasse ein und versuche Substanz zu schöpfen. Damit wird der Schöpfungsakt als Künstler persifliert. Auf dem zweiten Foto, das die Rückseite des Krans mit dem Schriftzug „ERNA“ zeigt, wird die bisher zur Muse degradierte Erna mit der Sichtbarkeit des Namens zur selbständig Handelnden. Später entstand auch eine Nachfolgarbeit, wo das Kreuz fragmentiert wurde und nur mehr die Beschriftung „ERNA“ den Titulus bildet. Das lässt sich auch ganz im Sinn eures Hefttitels lesen: „Equal Rights No Asymmetry“.



„Das Kruzifix mit Strahlenkranz, das ich auf einen Ständer montierte, kam mir vor wie bei einer Explosion. Also setzte ich eine Rauchwolke aus Bronze dazu, die sich wie eine zweite Schicht darüberlegt. Das ist der Punkt der Auslöschung. Da geht es um die Veränderung der Sichtweisen. Es ist ja fast wie ein Attentat. Das ist sehr dramatisch, sehr barock.“ *ME*

Manfred Erjautz, When the Smoke Clears, Standkruzifix aus Messing, Messingguss, 2016.
©Bildrecht Wien

Ja(hre) ohne Sommer

Tanja Eigner-Grassmugg

Verdonnern sich Schichten zu
Steinenstaub
bläst Asche aus deinen Lidern
zu lange schon.

Tektonisch puzzelnd für einen Spieltrieb
deinen Spieltrieb?

Sind grau doch offen seine Augen
im Gang der Natur im Übergang
im Untergang

Schrei auf aber schreib
Bitte
schreib (dich) für die Welt
aufbewahrend, fragend, immer.

Dass und nicht *wie* die Welt ist
Nimmt Wunder dich.
So schreibt er sie im ersten Wurf.

Als Mystische gehört sie ihm, gehört sie dir
Grenze du!

Bist
vom Spiel ihrer Sprache
unschuldig noch.

Steh auf! Steh auf zum Boden hin, der trägt.
Versprich es mir? Er trägt.
Verschiebt sich
manchmal nur

verschiebt sich
ein wenig nur
für Tausende
nur.

Mächtige Natur krustet mich, ummantelnd
Schreibt fort in Bewegung
Beweg dich nicht und bitte

beschreib nicht mich.
Doch da bäumen sich, von weitem schon,
tropisch trauernd Stürme
neun an der Zahl Geschick zweier Jahrtausende

In lieblichsten Namen will ich sie nennen, behübschen
alphabetisch rein die logischen, diese Träume
Isabel, Katrina und Maria braust es, zählt es, quält es.
Bezwängst es
Wunder. Du? Tu?

Herrschen wir heute? Nein.
Doch. Nur über Vernunftloses herrschen wir.
Ich glaube dir.

Wie 1816, sommerlos
sind
Asche, Stirn
Stirn aus Asche.

Tanja Eigner-Grassmugg

arbeitet am Zentrum für Wissenschaftsgeschichte in Graz zur Genese der strukturalen französischen Philosophie. Aus der damit verbundenen Beschäftigung mit Semiotik und Rhythmik erfolgt eine theoretische wie praktische Auseinandersetzung mit Lyrik und Poetik. Ihre Gedichte verliest sie demnächst im Juni 2023 (Titel: „rahmenlos“).



„INRI' verweist auf einen Machtanspruch, ‚ERNA‘ in die Banalität der Alltagswelt. Mir ging es da auch um das Machtgefälle innerhalb der kirchlichen Hierarchie, wo Frauen noch immer nicht entsprechend vorkommen und gewürdigt werden.“ *ME*

Manfred Erjautz, ERNA, Not INRI! (überschiebener INRI-Titulus),
Fragment eines Holzkreuzes. 2014.
© Bildrecht Wien

Die Diskursmacht Gottes

Umkehr und Neuausrichtung
Von Isabella Bruckner



Manfred Erjautz, *On a Day, I Found Myself*, Christusfigur geschnitten, getalkt, zerquetschte Bierdose, 2018. Foto: Erjautz © Bildrecht Wien

Kaum ein Name wird heute so unmittelbar mit den beiden Begriffen „Diskurs“ und „Macht“ assoziiert, wie der des wohl bedeutendsten – und jedenfalls meistzitierten – Philosophen des 20. Jahrhunderts, Michel Foucault. Er war es, der den Diskurs als ein vor allem durch gesellschaftliche Institutionen und ihre standardisierten Praktiken produziertes Netz von Sprache, Wissen und Wahrnehmungsweisen verstand, was die Forschung in den Sozial-, Kultur-, Geschlechter- und Medienwissenschaften nachhaltig beeinflusste. Doch scheint sich Foucault in seinem Spätwerk von dieser Mesoebene des Diskurses eher ab- und stattdessen den Praktiken des Einzelnen zuzuwenden. In *Hermeneutik des Subjekts* geht es Foucault nicht mehr um die archäologische Dekonstruktion der leitenden Institutionen und durch sie vermittelten Narrative und Denkgewohnheiten der modernen Disziplinargesellschaft; vielmehr sucht er – insbesondere in Anknüpfung an späthellenistische Autoren der römischen Stoa, der Kyniker und der Epikureer – nach asketischen Techniken des Selbst, die im Kontext der Erosion ebendieser Institutionen und im Zuge der damit in Verbindung stehenden (spät-)modernen Individualisierungsformen der Subjektivierung, des Umgangs mit dem Tod und der neuerlichen Instanziierung eines orientierenden Wahrheitsregimes ermöglichen könnten. Dass es sich bei der Ausbildung dieser Mikrodiskurse um keine statischen Gebilde handelt, sondern ihnen vielmehr der Charakter eines Weges eignet, der einer gewissen Dauer und der disziplinierten Übung bedarf, scheint bereits die

Bezeichnung „Diskurs“, von lateinisch „*discursus*“ für „umherlaufen“, zu implizieren. In diesem Sinn bespricht Foucault in seinem Werk Praktiken einer asketischen „Sorge um sich“ (*epimeleia heautou*), die vor allem eines intendieren: eine *Veränderung* – man könnte auch sagen: eine *Umkehr* – des Subjekts.

Metanoia – Umkehr

Mit der Umkehr sind wir jedoch bei einem Begriff angelangt, der nicht nur die Wochen der vorösterlichen Bußzeit, sprich: der Fastenzeit, besonders prägt, sondern der generell im Zentrum christlicher Spiritualität angesiedelt ist. „*Metanoiēte* – kehrt um/ändert euer Denken, denn das Himmelreich ist nahe!“ (Mt 4,17), lautet die Botschaft Jesu, als er in Galiläa zu predigen beginnt; wobei aber schon zum Ausdruck kommt, dass im christlichen Umkehrbegriff, anders als bei Foucault, dem Anderen – hier mit „Himmelreich“ bezeichnet – eine vor-gängige Rolle im Verhältnis zur Umkehr zukommt. Umkehr, wohin aber eigentlich?, ließe sich dann im Weiteren aber fragen. Orientiert man sich an einem der zwar nicht ältesten, wohl aber seit der Neuzeit am häufigsten praktizierten Übungswege christlicher Spiritualität, nämlich den Ignatianischen Exerzitien, so ist die Antwort recht klar – man werfe nur einen Blick auf den Beginn und auf das Ende der Exerzitien: zum Lobpreis und zur Liebe; biblisch könnte man stattdessen auch von Güte, Treue oder Barmherzigkeit sprechen, in denen sich Gott den Menschen gegenüber erweist.

Ein vorzüglicher Ort, wo sich eine solche Änderung des Denkens zu vollziehen vermag, ist das Gebet – *das* Kernelement jüdisch-christlicher Spiritualität schlechthin. Und in der Tat weisen die meisten Psalmen eine transformative Dynamik auf, in welcher die oft anfänglich geschilderte Unheilssituation (oder einfach die Stellung des Beters dazu?) eine fundamentale Wandlung hin zum Lobpreis Gottes erfährt. Dass Beten aber nicht von vornherein eitle Wonne und kein Abdriften in ferne, heile Welten bedeutet, wird unmittelbar einsichtig, wenn man einen Blick auf die großen Beter:innen der biblischen Texte wirft: Abraham, Sarah, Jakob, Hannah, Mose, Ester, Jona ... zeigen, in welcher existenziellen „Konfliktgespräche mit Gott“ (Bernd Janowski) sich ernsthaft Betende bisweilen verwickelt finden. Gerade weil Umkehr zum Lob und zur Liebe oftmals erst hart erkämpft werden muss, haben namhafte Theologen – zu nennen ist hier neben Janowski v. a. Ottmar Fuchs – gegenüber einer einseitigen Betonung bzw. eine allzu direkt angesetzte Geste des Lobpreises die Gebetsform der Klage neu entdeckt, die sowohl in den Psalmen sowie prominent bei Ijob, und ebenso neutestamentlich in Jesu Verlassens-Ruf am Kreuz in ihrer Dignität verbürgt ist. Der Diskurs des Gebets weicht dem Konflikt und der Widrigkeit der Existenz nicht aus, er setzt vielmehr auf die Hoffnung, dass das Gebet aus der Klage heraus bzw. durch sie hindurch erneut in Lobpreis überzugehen vermag.

Gottes Umkehr?

Geht es hierbei jedoch nur um eine Umkehr der Betenden oder ist in der jüdisch-christlichen Tradition, wie Kurt Appel in seinem Aufsatz „Die Umkehr als absolutes Ereignis“ suggeriert, möglicherweise sogar eine Umkehr Gottes impliziert? Die biblischen Erzählungen verweisen immer wieder auf solche Umwendungen Gottes, wie z.B., wenn Abraham mit Gott um die Anzahl an Gerechten in Sodom feilscht, die zur Verschonung der Stadt notwendig wären (Gen 18,23-33); oder nach dem Bundesbruch am Sinai, wo Mose Fürbitte für das abtrünnige Volk Israel einlegt und den Herrn couragiert an die Zusage seiner Treue erinnert (Num 14,13-20). Prominent wird der Topos der Umwendung Gottes sodann im Buch Jona thematisiert, worin die Wendung des Willens Gottes *als* Zeichen seiner Treue gegenüber dem reuigen Volk Ninive den Dreh- und Angelpunkt der Erzählung bildet – zum Ärger des berufenen und so gar nicht umkehrwilligen Propheten. Wie gerade diese letzte Erzählung deutlich macht, besteht die Treue Gottes nicht darin, den einmal festgesetzten Willen unbedingt ausführen zu müssen, sondern in der Treue zu den bußfertigen Niniviten selbst, sogar inklusive allem Vieh.

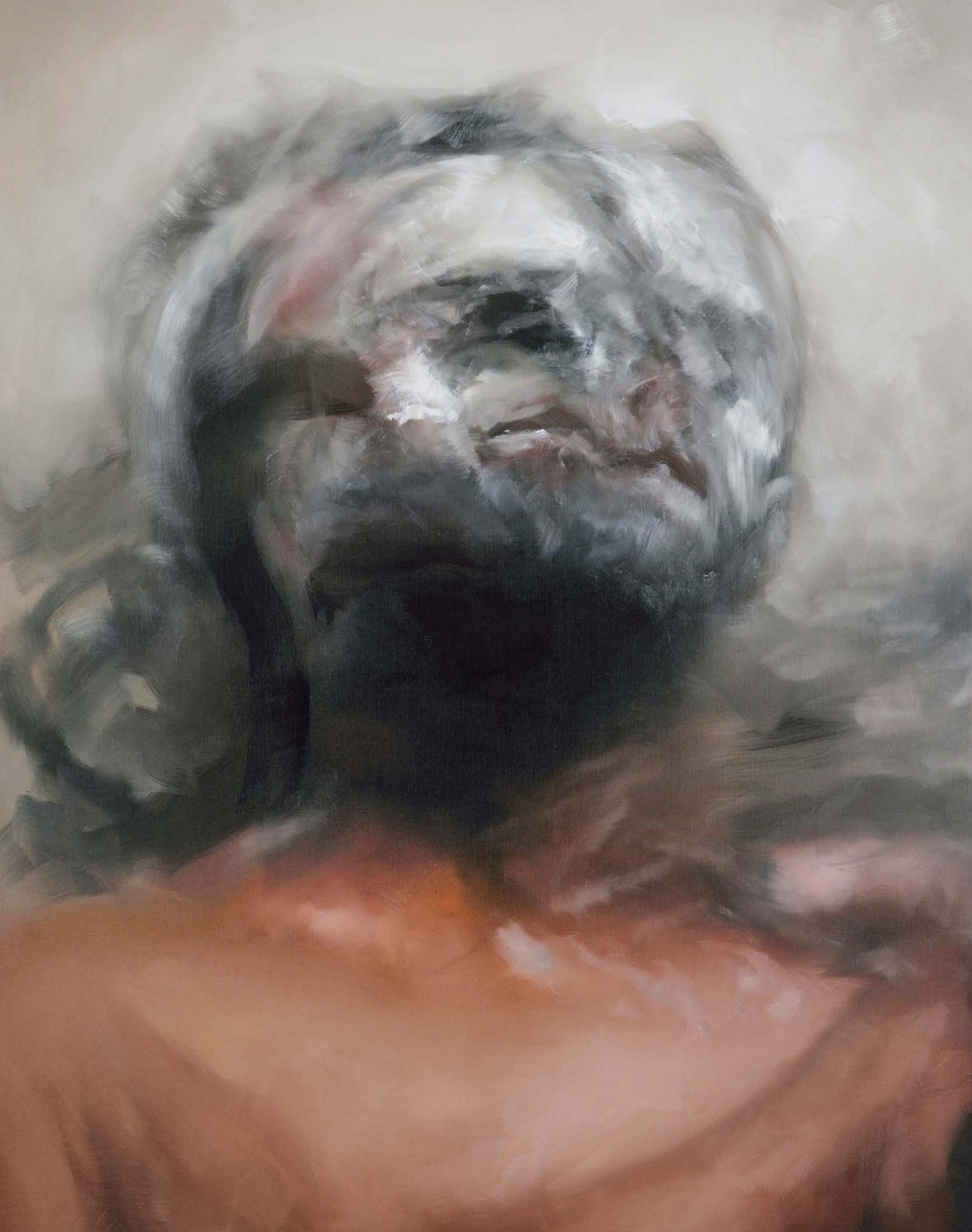
Auf die Spitze getrieben wird die Umkehrbereitschaft Gottes sodann noch beim Propheten Hosea. Dieser beschreibt seinen Kampf gegen die götzendienerschen Praktiken Israels metaphorisch als Ehedrama. Die beständige Sorge Gottes für Israel wird durch dessen Gesetzes-Übertretungen immer wieder herausgefordert, bis zur Entscheidung Gottes, dem treulosen Volk kein Erbarmen mehr zu zeigen. Eigentlich müsste Gott Israel als Konsequenz seines Verrats und seiner Treulosigkeit ins Verderben gehen zu lassen – die radikale Pointe besteht jedoch darin, dass sich angesichts dieser Aussicht wider alle Erwartung Gottes Herz sich gegen ihn selbst wendet: „Wie könnte ich dich preisgeben, Efraim, wie dich aufgeben, Israel? [...] Mein eigenes Herz wendet sich gegen mich, mein Mitleid lodert auf. Ich will meinen glühenden Zorn nicht vollstrecken und Efraim nicht noch einmal vernichten. Denn ich bin Gott, nicht ein Mensch, der Heilige in deiner Mitte“ (Hos 11,8f.).

Das Herz Gottes wendet sich nicht gegen Israel, sondern gegen sich selbst – ob das Volk in Entsprechung zu dieser Umwendung Gottes ebenso umkehrt oder nicht, lässt der Text offen. Im Rahmen dieser Dialektik von Treue und Verrat erweist sich die Allmacht Gottes als eine Souveränität, die in bedingungsloser und deshalb absoluter Freiheit auf die Vernichtung und Bestrafung des Anderen verzichtet. In der Macht, den gerechtfertigten Zorneswillen hin zum Mitleid zu transformieren, vermag sich ein Ausweg aus der revindikativen Logik aufzutun und ein neuer, noch offener Anfang von Geschichte und Beziehung in den Blick zu rücken. Hosea wendet damit auf religions- und geistesgeschichtlich einzigartige Weise den Diskurs von Schuld und Sühne selbst. Und zugleich zwingt diese Form der Umkehr nicht. Die Selbst-Umkehr Gottes vom Zornes-„Ich“ zum „Du“ Israels gibt dem Anderen bedingungslos Raum. Sie *ermöglicht* es Israel, in diesen Raum der unbedingten Umkehr zum Anderen, einzutreten, ohne dies erzwingen zu können. Wo dieser Raum des Anderen – nicht zuletzt im Lobpreis und in der Liebe – erfahrbar wird, hat Umkehr (Gottes wie des Menschen) stattgefunden. Darin erweist sich die wahre Diskursmacht Gottes.

Isabella Bruckner studierte Katholische Fachtheologie in Wien, Graz und Linz. Ihre Dissertation verfasste sie zu Mystik und Gebet bei Michel de Certeau, die 2022 mit dem Karl-Rahner-Preis gewürdigt wurde. Seit Oktober ist sie Professorin für *Christliches Denken und Spirituelle Praxis* am Päpstlichen Athenäum Sant'Anselmo in Rom.



Foto: privat



Ein künstlerischer Diskurs über die Erschließung eines spirituellen Tiefenraumes

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler Wolfgang Grinschgl

Seit vielen Jahren beschäftigt sich der Künstler Wolfgang Grinschgl mit seinem eigenen Porträt. Oft nur angedeutet, manchmal verwischt und nur erahnbar, in einem Farbraum verschwindend oder wie aus einem Farbnebel aus einem Tiefenraum auftauchend scheint sich das Dargestellte erst im Kopf der Betrachter:innen zusammensetzen. In der Fastenzeit legt er eine monumentale Porträtserie wie einen Riegel vor den Altarraum der St. Andräkirche. Eine Bilderwand, die Tiefenräume eröffnet, über die Vergänglichkeit menschlichen Lebens nachdenken lässt und Verletzlichkeit bloßlegt. Alois Kölbl hat mit dem Künstler über seine Bilder und deren Dialog mit einem Kirchenraum gesprochen.

Die Malerei war in den letzten Jahrzehnten schon öfter totgesagt. Du bist ihr immer treu geblieben und beschäftigst Dich im Zeitalter von Avataren, digitaler Technologie und Cyberrealität seit vielen Jahren mit dem eigenen Porträt. Lässt sich das als Gegenentwurf zu den Entwicklungen und Möglichkeiten menschlichen Lebens im 21. Jahrhundert lesen?

Es klingt vielleicht etwas eigenartig, wenn ich erzähle, wie das alles begonnen hat. Ich war einfach in einer Situation, in der ich für eine anstehende Ausstellung sehr schnell Bilder produzieren musste. Es ging um einen „Kunst-Supermarkt“, auf dem für ein Publikum, das sich sonst keine Kunst kaufen würde, zu Billigpreisen Original-Werke angeboten wurden. Das klingt kurios, bot mir aber damals die Gelegenheit mit der Schnelligkeit des Malens zu experimentieren. Ich habe begonnen sehr schnell eine Serie von Selbstporträts zu malen. Ich habe einfach ein paar Farbflecken auf die Leinwand geworfen und daraus mein Gesicht geformt, sehr verwischt und nur angedeutet. Das war für mich verbunden mit einer Befreiung von einer zuvor eher verkrampften Herangehensweise und der Suche einer Form, bei der ich immer in der Fläche geblieben bin. Mit dem neuen

Verfahren erschloss sich plötzlich eine unglaubliche Bandbreite von Möglichkeiten für mich. Bei meinen Porträts geht es immer auch um die materielle Auflösung, um Dekonstruktion, die Neues eröffnet. Gerade im Zeitalter technischer Abläufe und der Digitalisierung bedeutet Malerei für mich auch so etwas wie das Zurückholen des menschlichen Aspekts. Es geht da um das von Handarbeit bestimmte und ganz analoge Arbeiten mit einem Pinsel, aber auch um Langsamkeit. Das mag nach dem Gesagten eigenartig klingen, aber da geht es auch um den Aspekt der Ruhe und Entschleunigung. Obwohl ich sehr schnell arbeite, geschieht das mit innerer Ruhe und als Nachdenkprozess.

Ich möchte gerne bei der Langsamkeit anschließen und bei Deinem künstlerischen Aufbrechen der Oberfläche der Leinwand. Die Oberfläche verschwimmt, wird aufgelöst und es erschließt sich eine unauslotbare Tiefe. Siehst du selbst in Deinen Bildern so etwas wie eine spirituelle Dimension?

Auf jeden Fall! Der Malprozess hat für mich immer etwas sehr Emotionales, die nichtmaterielle Gedankenwelt und das Spirituelle spielen dabei eine sehr große Rolle. Es geht da um einen

Loslösungsprozess vom bloß Materiel- len. Die Oberfläche der Leinwand ist zunächst die einzige Möglichkeit für mich als Maler. Aber in den seriellen Darstellungen meines Gesichtes findet ein Spiel statt. In diesem Spiel entsteht durch das Entfernen, Verwischen, Übermalen oder auch Nicht-Darstellen gewohnter Erkennungsmerkmale wie Augen, Nase und Mund ein leerer Raum, der erst durch die Betrachter:innen gefüllt werden muss. Das erzeugt eine Unsicherheit darüber, was im Bild wirklich sichtbar ist und was letztlich als Spekulation im Auge der Betrachter:innen entsteht. Mund und Augen sind in meinen Porträts meistens verschlossen, manchmal sind sie auch gar nicht sichtbar. Durch dieses Verschließen öffnet sich für mich aber etwas. Als Betrachter:in ist man fast gezwungen, sich unter die Oberfläche zu denken. Da kommen dann auch ganz unwillkürlich existentielle Fragen hoch: Etwa die, was nach dem Tod ist, nach dem Zerfall des Körperlich-Materiellen. Und da geht es um Fragen, die sich wissenschaftlich nicht auflösen lassen. Ich denke da etwa an Nahtoderfahrungen, klinisch Tote, die die Sätze der Krankenschwester neben dem Operationstisch wiedergeben können, nachdem sie wieder erwacht sind. Man kann versuchen, das wissenschaftlich zu

erklären, aber wissenschaftliche Erklärungen greifen hier zu kurz. Mich interessiert gerade dieses Moment der Ungewissheit, das sich nicht auflösen lässt und gleichzeitig etwas Neues eröffnet. Das ist auch das Großartige an der Malerei: Man setzt einen Pinselstrich in der Fläche, und das Gehirn übersetzt die Pinselstriche in etwas Anderes: Welten entstehen im Kopf. Aus der Fläche entsteht Raum letztlich nur aus dem Dialog der Betrachter:innen mit der Bildoberfläche, im Auge oder im Kopf der Betrachter:innen ist wesentlich mehr da als auf der gemalten Oberfläche der Leinwand. Das finde ich sehr spannend!

Vor ziemlich genau hundert Jahren hat der Philosoph und Soziologe Georg Simmel in seinem berühmt gewordenen Buch über die Malerei Rembrandts von der „Beseelung eines Bildes“ und „vom Leben der Form“ gesprochen, die der Dynamik menschlichen Lebens gerade dadurch nahekommt, indem klar begrenzte Konturen im Bild aufgelöst werden. Findest Du Dich da mit Deiner Malweise wieder?

Die Malerei Rembrandts ist für mich ein ganz wichtiger Bezugspunkt. Es war ein entscheidender künstlerischer Aha-Effekt für mich zu erkennen, dass Rembrandt die Malerei insofern in gewisser Weise umgedreht, aber eigentlich revolutioniert hat, indem er begonnen hat, ein Bild aus dem Dunkel heraus aufzubauen. Das ist auch für mich etwas ganz Entscheidendes. Immer wieder gibt es bei ihm Grün und Orange als farblichen Komplementärkontrast, aus dem er seine Bildräume aufbaut. Konturen verschwinden, die Gestalt wird fast gasförmig, das Auge vermag die Konturen im Bild nicht mehr abzugrenzen, Formen erscheinen aus einer Dunkelheit. Das gibt eine innere Bildbewegung, die so etwas wie Beseelung im Sinn einer Lebendigkeit ergibt. Aus der Schichtung vom Dunklen ins Helle und dem Verwischen der Grenzen ergibt sich die Dynamik eines Bildes

und auch der Tiefenraum. Rembrandt hat immer wieder meisterhaft mit dicker und dünner Farbe in vielen Schichten gespielt. Das Dargestellte erscheint dann fast wie hinter einem Nebel oder einem Milchglas. Mehrere Farbschichten lassen Untertöne durchschimmern, und es gibt diesen reizvollen Dialog zwischen unten und oben, zwischen Überlagerung, Abdecken, Schützen und Hervorbrechen.

Deine Bildserie heißt „Aschemänner“. Wie kam es zu diesem Titel, der schon feststand, bevor klar war, dass Deine Bilder am Aschermittwoch in einer Kirche hängen würden?

Am Anfang dieser Bildserie steht ein Video. Ich wollte etwas Neues probieren und habe mich selbst gefilmt mit nacktem Oberkörper am Boden liegend und mein Gesicht mit Mehl bestäubend. Mir ging es um die Darstellung der menschlichen Verletzlichkeit. Ich habe vorher nicht bedacht, dass ich dabei fast nicht mehr atmen können würde. Und beim Abschütteln der Pigmente entstand eine Staubwolke, die mir die Sicht raubte. Ich sah fast nichts mehr, obwohl es ein schöner, heller Sonnentag war. Weil die Speicherkarte meiner Kamera voll war, musste ich diese ganze Prozedur wiederholen. Das war eine sehr existentielle Erfahrung. Ich war ja auch ganz allein. Für das Malen der Bilder habe ich dann jeweils drei Foto-Stills übereinander gelagert. Man kann da an die Dynamik der Dreieinigkeit, aber auch an das „Ich“, „Über-Ich“ und „Es“ der Psychologie denken. Eine Person hat immer viele Facetten, in gewisser Weise sind wir alle immer mehrere Personen. Ich wollte da auch einen Blick auf mich selber aus einer Außenperspektive werfen. Die Asche ist dabei wie eine Verkleidung oder vielleicht sogar eine Verwandlung.

Die Fastenzeit ist eine Periode der Konzentration auf das Wesentliche, der Einladung zur Auseinandersetzung mit sich

selber. Siehst Du darin einen Zusammenhang, wenn Deine Bilder vierzig Tage lang in einem Kirchenraum zu sehen sein werden?

Ich habe selber sehr intensive Fasten-Erfahrungen gemacht. Durch das Fasten spürt man nicht nur seinen Körper intensiver, sondern wird auch im Kopf freier. Ganz unwillkürlich kommen dann Fragen, wie: Bin das noch ich? Man hinterfragt sich selbst. Was gehört wirklich zu mir? Mein nackter Oberkörper und das wie in einem Nebel verhüllte Gesicht entfalten in einem Kirchenraum natürlich ganz andere Assoziationen als im White Cube einer Galerie. Da kommen Assoziationen zu Christus, dem entblößten und zur Schau gestellten „Ecce Homo“. Das Moment menschlicher Verletzlichkeit bekommt in einem Kirchenraum so auch eine ganz andere Dimension. Das ist etwas, das ich als Künstler so nicht intentional in das Bild gelegt habe. Das entwickelt sich dialogisch mit dem Raum.

Ein Dialog mit dem Raum, mit den Betrachter:innen, aber auch mit Dir als Künstler ...

Ja, auf jeden Fall! Durch meine spontane Malerei kann ich mich mit meinen Werken auch selbst überraschen. Da entstehen manchmal Dinge im Bild, die ich erst nach dem Malprozess entdeckte. Die freie Kreativität des Malens erzeugt bei mir immer auch ein Glücksgefühl, in dem ich mich ganz verlieren kann. Ich kann ohne Malerei nicht existieren. Malen ist fast wie Atmen für mich.



Wolfgang Grinschgl, Aschemänner (Installation in der St. Andrä-Kirche), 2023.
Foto: Kölbl © Grinschgl

Das gefährdete Herz der Demokratie

Oder was es im Umgang mit der Demokratie zu bedenken gilt
Von Martin Dürnberger

Wer über *Diskurse* nachdenken will, kommt am *Meisterdenker des Diskurses* kaum vorbei: Jürgen Habermas. Wie kaum ein anderer hat der deutsche Philosoph zu rekonstruieren versucht, in welcher Weise Diskurse normativ das schlagende Herz deliberativ liberaler Demokratien bilden. Zugleich finden wir bei ihm aber auch einen wachen Blick dafür, wie rasch dieser Herzschlag *realgeschichtlich* außer Tritt kommen oder gar gebracht werden kann. Auch in seinem letzten Werk zum *neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit* (2022) spricht er von Gefährdungen diskursiver Verständigung und vom *Nachlassen dieser rationalisierenden Kraft der öffentlichen Auseinandersetzungen*. Bei Habermas' Enkeln, i. e. der übernächsten Generation der Kritischen Theorie, finden wir überdies Impulse, wie diesem Nachlassen begegnet werden kann: *Demokratie braucht Religion*, so der Titel eines Buchs von Hartmut Rosa (2022). Stellen wir im Licht dieser Wahrnehmungen zwei Fragen: Warum läuft das Ideal diskursiver Verständigung unserer Gesellschaften aktuell Gefahr, seine orientierende Kraft einzubüßen? Und: Ist Religion hier möglicherweise eine hilfreiche Ressource?

Identität und Identitätspolitik

Ein erstes Stichwort im Blick auf unsere erste Leitfrage ist „Identität“. Tatsächlich lautet eine Verheißung des Diskurses, Identitäten unter einem ‚Schleier des Nichtwissens‘ (Rawls) zuzudecken: Entscheidend ist nicht, *wer* etwas sagt, sondern *was* gesagt wird. Es geht darum, sich *ohne Ansehung der Person vom zwanglosen Zwang des besseren Arguments* leiten zu lassen – gleich, ob dieses von einem Bergbauernsohn, einer Professorin oder einer Immigrantin vorgebracht wird. Diese Idee ist aus unterschiedlichen Gründen angefragt: Wird hier z. B. nicht implizit verschleiert, dass Geschlecht oder Herkunft *faktisch* sehr wohl eine Rolle spielen, ob und wie man gehört wird – oder dass es einen Unterschied machen kann, von welchem Erfahrungshintergrund man spricht? Die *identitätsblinde Ausblendung* solcher Erfahrungen ist tatsächlich ein Straßengraben, den es zu meiden gilt; ihm entspricht ein

anderer, der aktuell ungleich heftiger diskutiert wird: ihre *identitätspolitische Überbelichtung*. Dabei wird Identität zum zentralen Maßstab, ob eine Position eingebracht oder vertreten werden kann – exemplarisch etwa in der sog. *Hypatia transracialism controversy*, die sich in den USA 2017 an der Frage entzündete, ob eine weiße heterosexuelle cis-Akademikerin über *transracialism* schreiben könne/dürfe. Identitäten werden hier wie Waffen aufeinander gerichtet, und zwar nicht allein am linken, sondern auch am rechten Ende des Spektrums: Nicht der offene Diskurs soll Gesellschaften orientieren, sondern die eigene nationale Herkunft etc. In Habermas' letzten Analysen spielen identitätspolitische Gefährdungen dieser Art freilich höchstens indirekt eine Rolle – ihr Fokus gilt einer anderen Entwicklung, der er mehr Gewicht zumisst.

Digitale Transformation

Im eingangs erwähnten Büchlein fragt Habermas danach, was die digitale Transformation für unsere Demokratien bedeutet. Diese bleibt politischen Diskursen nicht äußerlich, sondern verändert ihre Logik: Die kleinste Münze (nicht bloß) digitaler Öffentlichkeiten ist bekanntlich nicht das je bessere Argument, sondern eher das je schönere Bild – und immer geht es um Aufmerksamkeit. Das erzeugt Druck auf den Diskurs als Bindemittel von Gesellschaften, aber nicht allein, weil sich individuelle Mediennutzung ändert – an dieser Stelle sind sogar positive Entwicklungen zu notieren, weil passive Medien-*Rezipienten* zu aktiven Medien-*Produzenten* werden (auch wenn das Erlernen dieser neuen Rolle zweifellos noch Zeit erfordern wird). Nein, Gefährdungen gehen vor allem von der ökonomisch getriebenen *Plattformisierung von Öffentlichkeiten* aus: Auf *social media*-Plattformen werden Postings primär nach Klick- und Werbewerten beurteilt, während ihr wahrheitssensibler Charakter dahinter zu verschwinden droht. Ökonomisch entscheidend ist, User aktiv langfristig ans eigene *social media*-Ökosystem zu binden, während die Prüfung geposteter Inhalte demgegenüber sekundär erscheint. Diese Asymmetrie (rege Maßnahmen

zur User-Bindung, träge Engagements zur Filterung von *fake news* etc.) kann politische Auseinandersetzungen aushöhlen. Stephen Bannon, der einstige Berater des früheren US-Präsidenten Trump, hat 2018 sehr freimütig von einer politischen Strategie gesprochen, die er *flooding the zone with shit* nannte: Das ständige Streuen von Gerüchten, das verschwörerische Dauerraunen „cui bono?“, Attacken auf die Integrität politischer Mitbewerber – bei all dem geht es nicht um Fragen von wahr/falsch, sondern darum, Diskurse zu verunmöglichen und zu zerstören. In Österreich hat zuletzt die Formel vom „strategisch notwendigen Unsinn“ (SNU) von sich Rede gemacht: Man will Rauschen erzeugen, um eigene Ziele ohne störende Debatten voranzutreiben. Natürlich gab es all das schon immer, aber in Zeiten digital erweiterter Öffentlichkeiten werden dadurch nicht bloß *einzelne* Diskurse verzerrt, sondern systematisch ganze Öffentlichkeiten affiziert.

Religion und Demokratie

Ein dritter Gedanke Habermas' kann helfen, die Krisenanfälligkeit diskursiv stabilisierter Gemeinwesen zu verstehen. Dieser spricht im genannten Buch nicht nur von ökonomischen Ungleichheiten, welche Selbstwirksamkeitserfahrungen in demokratischen Prozessen aushebeln können, sondern auch vom *verletzbaren Gewebe von Einstellungen und kulturellen Selbstverständlichkeiten*, das für deliberative Demokratien entscheidend sei: Fähigkeiten etwa, Kompromisse einzugehen, eine Wahl fair zu verlieren, übergeordnete Interessen anzuerkennen etc. Gerade hier kann man einen Link zur Religion vermuten, auch wenn Habermas in diesem Kontext nicht darauf zu sprechen kommt; man mag aber auf sein Gespräch mit Kardinal Ratzinger 2005 verweisen, in dem der deutsche Philosoph meinte, es sei *im eigenen Interesse des Verfassungsstaates, mit allen kulturellen Quellen schonend umzugehen, aus denen sich das Normbewusstsein und die Solidarität von Bürgern speist*. Dazu gehören u. a. auch Formen von Religion, die Mitglieder auf Werte wie Fairness, Kompromissbereitschaft, Wahrheit u. Ä. polen und

so das genannte Gewebe pflegen. Man mag hier (wenn es bei ihm auch anders angetragen ist) auch an Rosas eingangs zitierten Buchtitel anknüpfen wollen – und zur zweiten Frage dieses Beitrags überleiten: *Braucht das gefährdete Herz der Demokratie vielleicht Religion?*

Vermutlich muss man in dieser Frage einen grundständig nüchternen Blick kultivieren. Oft verwies man, um die Relevanz von Religion zu betonen, vage auf das sog. *Böckenförde-Diktum*: dass nämlich der freiheitlich säkulare Staat von Voraussetzungen lebe, die er selbst nicht garantieren könne, er mithin *auch* auf religiöse Ressourcen angewiesen sei. Mit Böckenfördes Autorität im Rücken fiel es leicht, etwaige Beiträge der Kirchen für das demokratische Zusammenleben zu betonen. Allerdings scheint es nur redlich, das Diktum auch invers zu lesen: Zu oft zeigte sich in der Geschichte, dass Religion und Kirchen korrigierende Impulse des freiheitlichen Rechtsstaates brauchten, um ihren eigenen Humanitätspotentialen zu entsprechen – *Religion braucht umgekehrt auch kommunikative Vernunft*, möchte man also sagen. Gleichwohl gilt: Dass Religion *nicht* als *Passepartout* zur Stabilisierung demokratisch fragiler Prozesse taugt, heißt umgekehrt nicht, dass sie nicht doch etwas dazu beitragen könnte – als zivilgesellschaftlich trotz aller Säkularisierungsprozesse nach wie vor relevante Größe. Allerdings hängt das nicht von blumiger *Religion an sich* ab, sondern davon, wie sie im Konkreten gelebt und kultiviert wird – in Familien, Gottesdiensten, KHGs. Und das wiederum hängt von uns ab.

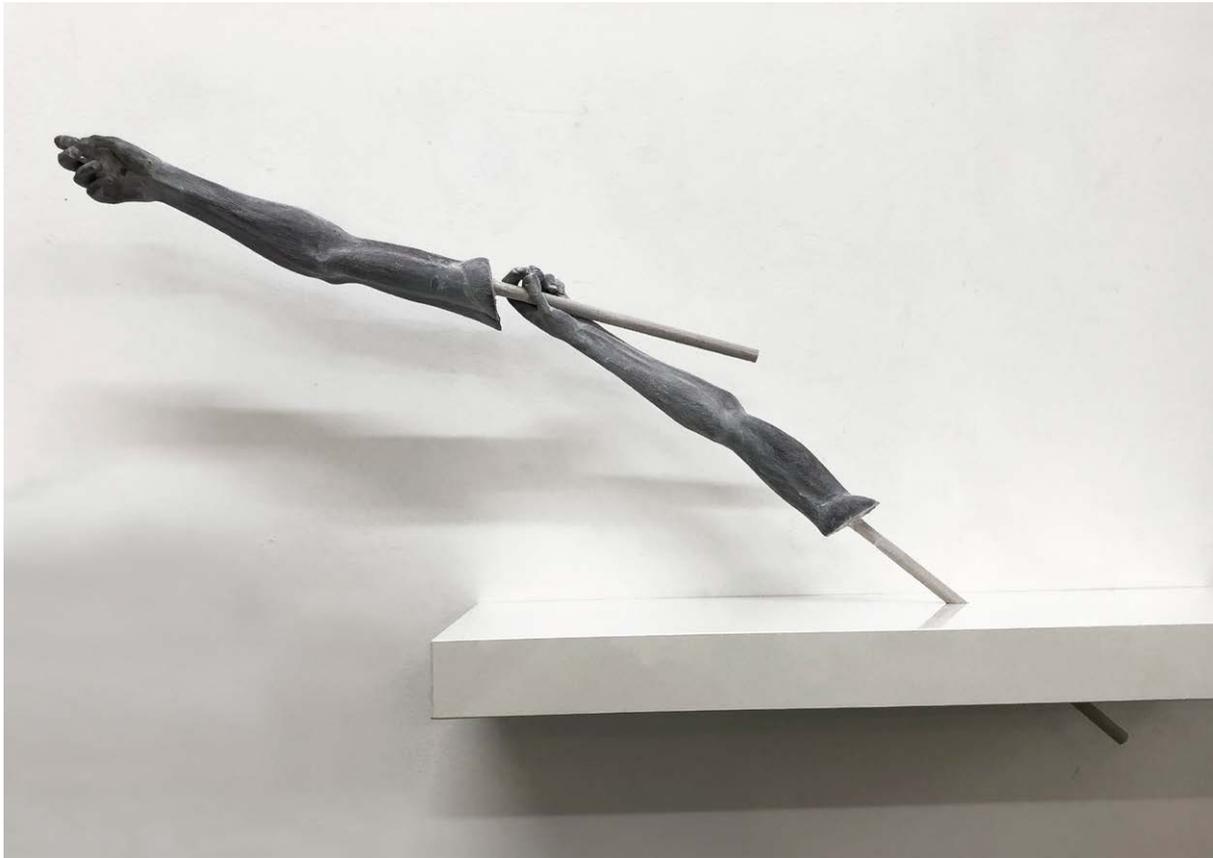
Martin Dürnberger ist Professor für Fundamentaltheologie an der Universität Salzburg und Obmann der Salzburger Hochschulwochen. Seine Arbeiten oszillieren zwischen grundlagentheoretischen und zeitdiagnostischen Fragen. In Kürze erscheint die zweite Auflage seines Einführungswerkes *Basics Systematischer Theologie*.



Foto: Caputo

Demokratie und Diskursivität

Gedanken zu gegenwärtigen Fragestellungen
Von Irmgard Griss



Manfred Erjautz, On a Day, I Found Myself, geschnitzte Kruzifixarme, getalkt, 2018.
Foto: Erjautz © Bildrecht Wien

Sagen, was man denkt, und vorher was gedacht haben. Besser als Harry Rowohlt kann man nicht ausdrücken, was einen guten Diskurs ausmacht. Im umgangssprachlichen Sinn meint „Diskurs“, dass ein Thema sachlich erörtert wird, dass Argumente ausgetauscht werden und ein Konsens gesucht wird. Damit das gelingt, muss man sich mit dem Gegenstand des Diskurses auseinandergesetzt sowie sich Argumente für oder gegen eine bestimmte Ansicht zurechtgelegt haben. Im Diskurs werden die Argumente ausgetauscht. Das kann und soll dazu führen, durch das Verständnis für andere Ansichten Erkenntnisse zu gewinnen, um auf dieser Grundlage nach Lösungen zu suchen. Oft werden die Lösungen ein Kompromiss sein.

Warum ist ein solcher Diskurs wichtig, wenn nicht sogar notwendig? Weil die Demokratie davon lebt, dass die Bürgerinnen und Bürger sich informieren, über das Gehörte und Gelesene nachdenken, damit sie daraus eine Einstellung und Haltung zu gesellschaftlichen Fragen entwickeln. Und weil es in der Demokratie niemanden gibt und auch niemanden geben soll, der Wahrheiten verkünden, und bestimmen kann, was wir zu denken, was wir zu tun haben, ja wie wir zu leben haben. Erleichtert werden Meinungsbildung und Bewusstseinsbildung durch den Austausch mit anderen. Ich habe das als Richterin immer wieder erlebt. Wenn ich mir unsicher war, wie ich einen Fall entscheiden sollte, hat es mir geholfen,

den Sachverhalt einem Kollegen oder einer Kollegin zu schildern. Ihre Fragen waren oft ein Anstoß dafür, den Fall aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Das hat mich einer Lösung nähergebracht.

Politik, Öffentlichkeit und die Verantwortung Einzelner

Was für die Lösung eines Gerichtsfalles gilt, muss noch viel mehr für die Lösung gesellschaftlicher Probleme und Konflikte gelten. Man kann nun einwenden, das sei in erster Linie Aufgabe der Politik. Das stimmt, aber was ist denn Politik? Politik ist doch, wie und mit welchem Ergebnis wir uns ausmachen, wie wir miteinander leben wollen. Wir machen das nicht unmittelbar, sondern durch unsere Vertreterinnen und Vertreter, die Abgeordneten zum Nationalrat und zu den Landtagen. Sie wählen wir, und ihre Aufgabe ist es, die jeweilige Regierung zu bestimmen und zu kontrollieren.

Unser Wahlrecht können wir nur dann verantwortungsbewusst ausüben, wenn wir uns klar darüber sind, welche gesellschaftlichen Fragen sich stellen, welche Probleme zu lösen sind und welche Lösungen in Frage kommen. Gleichzeitig müssen wir wissen (besser vielleicht: zu wissen glauben), welche Partei diese Anliegen vertritt und eine Gewähr dafür bietet, sie auch durchzusetzen. Dieses Bewusstsein und dieses Wissen stellen sich nicht automatisch ein. Sie sind Ergebnis eines Prozesses, der wiederum einen offenen Diskurs voraussetzt. Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit ein solcher gelingt?

Die erste und wesentliche Bedingung ist eine bestimmte Haltung. Eine Haltung, die nicht darauf aus ist, andere zu belehren, um selbst in einem guten Licht zu erscheinen. In einen Diskurs als einer ernsthaften Auseinandersetzung tritt ein, wer dazu bereit ist, Verständnis für die Einstellung und Ansichten seines Gegenübers mitzubringen. Das gelingt nur, wenn wir uns in andere hineinversetzen, wenn wir versuchen, die Situation mit ihren Augen zu sehen, „mit dem Kopf des oder der jeweils anderen zu denken“. Das ist nicht leicht und setzt voraus, dass die eigene Meinung oder Einstellung nicht absolut gesetzt wird. Wer sich im Besitz unumstößlicher

Wahrheiten glaubt, ist unfähig, sich mit Andersdenkenden darüber auszutauschen. Jede abweichende Meinung oder Einstellung muss ihm als Irrtum oder Unwissenheit erscheinen, wenn nicht gar als Ausdruck eines schlechten Charakters oder von Böswilligkeit.

Verständnis aufzubringen klingt einfacher als es ist. Denn uns begegnen immer wieder Meinungen und Einstellungen, die uns so jenseitig erscheinen, dass uns die Worte fehlen. Die Pandemie hat dazu genug Anschauungsmaterial geliefert. Und dennoch kann ein Diskurs nur gelingen, wenn wir dem oder der anderen unabhängig davon Wertschätzung entgegenbringen. Wertschätzung, die jeder Mensch als Mensch verdient.

Es gibt aber auch noch andere Hürden zu überwinden, wenn ein offener Diskurs gelingen soll. Wir leben in einer Zeit, in der Anderssein, Andersdenken, Andersfühlen ihren Respekt einfordern. Einen Respekt, der nach dem Empfinden der davon Betroffenen vor allem dann nicht gewahrt ist, wenn etwa Bezeichnungen oder Formulierungen verwendet werden, die als diskriminierend oder abwertend empfunden werden können. Viele gesellschaftlich relevante Bereiche sind zu einem verminten Feld geworden. Zu einem Feld, das sich noch dazu nicht klar abgrenzen lässt. Das macht es so schwierig, gewisse Themen anzusprechen. Dazu gehören zum Beispiel Fragen im Zusammenhang mit Transsexualität, Probleme bei und mit der Integration, ganz allgemein das Verhalten Zugewanderter oder die Schwierigkeiten in und mit „Brennpunktschulen“. Schnell werden Äußerungen als rassistisch oder ausländerfeindlich gebrandmarkt. Auch Äußerungen, die bei objektiver Betrachtung unverfänglich erscheinen mögen, wie etwa die Frage nach der Herkunft. Sie wird immer wieder als ausgrenzend verstanden, als Beweis dafür, dass dem oder der Angesprochenen die Zugehörigkeit abgesprochen wird. Da gibt es für uns alle viel zu lernen, die wir uns als „normal“ und als Teil der Mehrheitsgesellschaft verstehen. Besonders delikater ist die Situation für Personen, die in der Öffentlichkeit stehen. Verwenden sie eine Bezeichnung, die als ausländerfeindlich empfunden werden kann, wie etwa die Bezeichnung des CDU-Vorsitzenden Friedrich Merz für die Krawallmacher in der Berliner

Silvesternacht als „kleine Paschas“, so wird in der Folge nicht mehr über die Krawallmacher gesprochen, sondern über diesen Ausspruch. Ein Shitstorm im Internet ist die Folge und überdeckt das zugrundeliegende Problem. Eine Entschuldigung hilft nicht viel, sie wird regelmäßig als unehrlich betrachtet. Das Netz kann unversöhnlich sein. Allerdings ist die Halbwertszeit all dieser echten und künstlichen Aufregungen gering.

Mündigkeit 2.0

Gering ist aber auch die Bereitschaft, sich mit dem tatsächlichen Problem in einem konstruktiven Diskurs auseinanderzusetzen. Das Internet mit seinen sozialen Medien macht es zwar möglich, viele am Diskurs teilhaben zu lassen und Themen breit zu diskutieren. Es bleibt aber regelmäßig eine oberflächliche Auseinandersetzung. Denn die maßgebende Währung im Internet ist Aufmerksamkeit. Und Aufmerksamkeit bekommt, wer griffig, am besten untergriffig, formuliert. Eine tiefgehende Analyse eines Problems langweilt rasch und findet daher in der Regel auch nicht statt.

Das mag pessimistisch klingen. Die Antwort darauf darf aber nicht Resignation sein. Wir müssen überlegen, wie wir den für die Demokratie überlebensnotwendigen Diskurs beleben können. Ohne einen solchen Diskurs laufen wir Gefahr, dass an unseren Bedürfnissen vorbei regiert wird. Wenn wir nicht sagen, was uns warum wichtig ist, dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir bevormundet werden. Ohne Bereitschaft, sich in einen Diskurs einzubringen, bleibt Mündigkeit der Bürgerin und des Bürgers ein leeres Wort. Doch wie schaffen wir einen solchen? Hilfreich dafür kann eine Haltung sein, die von Aufmerksamkeit, Achtsamkeit und Anstand geprägt ist.

Aufmerksamkeit, Achtsamkeit und Anstand

Aufmerksamkeit ist die Bereitschaft, zuzuhören, den anderen ausreden zu lassen, geistig dafür offen zu sein, was der oder die andere sagen will. Ohne Aufmerksamkeit kann kein Gespräch zustande kommen. Wir haben wohl alle schon erlebt, dass wir Schwierigkeiten haben, Argumente oder überhaupt Worte zu finden, wenn wir merken, dass unser Gegenüber gar nicht zuhört. Ein Gespräch muss versanden, wenn ein Teil aufhört, für das aufmerksam zu sein, was der oder die andere sagt.

Achtsamkeit ist mehr als Aufmerksamkeit. Wer achtsam ist, nimmt bewusst wahr und bringt dem, was er wahrnimmt, Verständnis entgegen. Wenn ich mich in mein Gegenüber hineinversetze, wenn ich überlege, wie er oder

sie zu dieser Einstellung oder Meinung gekommen ist, dann kann ich seinen oder ihren Äußerungen mit Argumenten begegnen. Mit Argumenten, die sachlich begründet sind und die nicht auf eine persönliche Ebene abrutschen. Das ist ein Grunderfordernis eines konstruktiven Diskurses. Wenn es nämlich persönlich wird, dann kann es in der Sache keine neuen Erkenntnisse geben. Keine neuen Erkenntnisse gibt es regelmäßig auch dann, wenn es nicht darum geht, sich in der Sache auszutauschen, sondern seinem Gegenüber zu zeigen, wer das Sagen hat. Die Demonstration von Macht, das Streben nach Macht muss jeden Diskurs zerstören.

Das führt zur dritten Voraussetzung, zum Anstand. Denn Macht wird oft auf eine Art und Weise demonstriert, die das Gegenüber klein und womöglich gar als unbedarft, wenn nicht als minderwertig erscheinen lässt. Oft ist das aber ein Ausdruck von Schwäche. Denn wer meint, seine Position durch die Abwertung seines Gegenübers stärken zu können, dem scheinen seine oder ihre Argumente offenbar nicht überzeugend genug. Anstand wird vor allem dann zur Mangelware, wenn Äußerungen unter dem Schutz der Anonymität getätigt werden. Das führt, wie fast tagtäglich im Internet zu beobachten ist, zu einer Verrohung des Diskurses. Eine sachliche Auseinandersetzung, ein konstruktives Gespräch kann es unter solchen Bedingungen nicht geben.

Durch das Internet droht aber noch eine andere Gefahr. Die Entwicklung von Chatbots schreitet unaufhaltsam voran. Es ist schon jetzt so gut wie unmöglich, zwischen ihren Äußerungen und denen eines „echten“ Menschen zu unterscheiden. Mit Chatbots kann das Internet, können die sozialen Medien mit falschen Nachrichten geflutet werden. Ein perfektes und noch dazu kostengünstiges Mittel der Desinformation und Manipulation. Die einzige Gegenstrategie ist Bildung. Bildung hilft uns, selbständig zu denken. Nur dank Bildung können wir – im Sinne von Harry Rowohl – vorher etwas gedacht haben, bevor wir sagen, was wir denken.

Irmgard Griss studierte Rechtswissenschaften an der Universität Graz sowie International Legal Studies an der Harvard Law School. Sie war als Richterin (2007-2011 Präsidentin des OGH), und als Ersatzmitglied des Verfassungsgerichtshofs tätig. Von 2017 bis 2019 bekleidete sie das Amt der Abgeordneten zum Österreichischen Nationalrat. Seit 2021 ist Irmgard Griss Vorsitzende der Kindeswohlkommission des Justizministeriums.



Foto: NEOS



Kreuz 1985

„Für das Taukreuz aus gefundenen, bereits bearbeiteten Holzteilen habe ich ein Schwellenbrett verwendet. Mir ging es um das Ausloten formaler Aspekte von Vertikalität und Horizontalität. Mit der Verwendung des gefundenen und dann von mir bemalten Materials und den Buchstaben Alpha und Omega bekam es aber auch eine inhaltliche Komponente.“ ME

Manfred Erjautz, Colored T (Fotodokumentation), Holzbalken bemalt, Bandeisen, 1985. Foto: Erjautz © Bildrecht Wien

Einwürfe

Aktivismus als gelebte Demokratie?
Fünf Fragen an eine Widerständige.

Lisa Weichsler im Gespräch mit Petra Lex



Ein Projekt des
Afro-Asiatischen
Instituts Graz

Was hat Dich erstmals dazu gebracht Deine Stimme zu erheben – Dich aktiv in einen öffentlichen Diskurs einzubringen?

Ich glaube, ich war schon als Baby ziemlich laut (*lacht*). Auch in der Kindheit war mir früh bewusst, dass wir Menschen unser Leben selber gestalten können und müssen – wir hatten ja als Arbeiterfamilien in der VOEST damals – ich meine die 70er und frühen 80er des letzten Jahrhunderts – viel Gewicht, unsere Stimmen wurden gehört und wir wurden gefördert. Ich habe gerade dadurch gelernt: DU zählst; was Du TUST, zählt! Richtig wach wurde ich durch Hainburg, die Besetzung der Au im Dezember 1984 – damals wurden die Grünen geboren und der „homo politicus“ in mir.

Was motiviert Dich?

Gemeinsam mit anderen für eine wichtige und richtige Sache einzustehen. Der Gradmesser für die Wichtigkeit und Richtigkeit ist für mich die Bergpredigt. Das lernen wir übrigens auch schon im Kindergarten: „Was du nicht willst, das man dir tut, das füg auch keinem andren zu.“ Das ist simpel, aber keinesfalls immer einfach (*lacht wieder*).

Was macht Aktivismus als Form eines offenen Diskurses in einer Demokratie so bedeutend?

Letztes Jahr gab es eine große Überraschung – Österreich fällt im Demokratie-Ranking zurück und ist nur noch „minimal demokratisch“. Was ist denn jetzt plötzlich los? Natürlich ist gar nichts plötzlich passiert, es ist ein langsamer und stetiger Prozess, den wir in unserer Satttheit gar nicht bemerken. Und da kommt der Aktivismus ins Spiel. Wenn plötzlich jemand aufsteht und marschiert, oder liegt, oder pickt, dann schmeißt uns das aus unserer Komfortzone, macht uns wach. Wir werden eingeladen, uns eine Meinung zu bilden, eine Position zu beziehen.

Was braucht es für gelingenden Aktivismus?

Ein Rezept wär wirklich praktisch! Versuchen wir es mal: Man nehme ein wichtiges Anliegen, dazu Betroffenheit, einen gewissen äußeren und inneren

Druck; eine Prise Mut, etwas Wut (gemischt mit Freude) und das richtige Momentum. Ziel ist es, den Diskurs zu verschieben, den Fokus in eine definierte Richtung zu lenken. Das gelingt nur durch Einnehmen von radikalen Positionen, sonst hört nämlich niemand zu, Menschen nicht und Medien auch nicht. Genial gelungen ist das Greta Thunberg – wo wäre die Klimapolitik heute ohne sie? Es gibt aber auch Beispiele, die wir uns lieber erspart hätten, aber von Goebbels wird angeblich heute noch immer abgeschrieben.

Welche Rolle spielt Religion für den Aktivismus bzw. welche Rolle sollte Kirche spielen?

Eine große Frage. Was Religionen bewirken und auch anrichten können, zeigt uns die Geschichte. Wer ohne ethisches Konzept fundamentalistisch einer Sache oder Person folgt, kann ganz schnell in die Irre laufen. Dennoch haben wir guten Grund nachzuzufolgen: Jesus Christus, die Prophetinnen und Propheten und die Heiligen – was waren sie alle, wenn nicht Aktivist:innen?

Und als Kirche? Unser Papst Franziskus findet klare Worte, jede einzelne seiner Enzykliken ruft auf zu Solidarität mit sowie zur Aktion für Mensch und Schöpfung. So, let's go!

Religions for Future entwickelt sich in Graz gerade zu einer interreligiösen Plattform (schoepfung.at), Pax Christi Steiermark soll wieder werden, was es war – eine aktivistische Friedensbewegung. Es gibt also viel zu tun!

Mehr Infos zu den Religions for future finden sich unter: www.schoepfung.at/site/home/bildung/religionsforfuture

Interessierte können sich bei Daniela Felber für einen Newsletter anmelden: daniela.felber@graz-seckau.at



Foto: Neuhold

Petra Lex
Pastorale Mitarbeiterin im
Seelsorgeraum Graz-Mitte
für den Themenbereich
„Nächstenliebe“ sowie Mit-
glied des Leitungsteams
von PAX Christi Österreich,
ist engagierte und coura-
gierte Aktivistin.



Foto: Schubidu Quartet

Lisa Weichsler
geb. 1990 in Steyr/Oberös-
terreich. Masterstudium Glo-
bal Studies an der Universi-
tät Graz. Seit 2015 im Verein
Südwind tätig. Seit 2020 im
AAI für das Projekt Com-
UnitySpirit verantwortlich.

Wer hat Macht?

Überlegungen, wie über Macht gesprochen wird.
Von Hermann Milletich

Die vorliegende Ausgabe ist dem Thema Diskurs gewidmet, diesem für das Denken des 20. Jahrhunderts so wichtigen Begriff, und der Frage, in welchem Verhältnis er zur Macht steht. Ich möchte mich jedoch nicht mit Macht als Erzeugnis von Diskursen befassen, sondern die Frage umkehren, um so ein anderes Licht auf die Thematik zu werfen: Welchen Diskurs führen wir über Macht? Oder anders ausgedrückt: Wie redet man über Macht?

Die Werbung hat Macht, wenn sie uns dazu bringt, Produkte zu kaufen. Die Politik hat Macht, wenn sie Gesetze erlässt, die den Rahmen des legalen Agierens festlegen. Der Chef hat Macht, da er mich kündigen kann. Du hast Macht über mich, wenn Du mich irgendwie dazu bringen kannst, etwas zu tun, auch dann noch, wenn ich es eigentlich nicht will. Wenn wir heute über Macht reden, dann primär auf diese Weise. Beleuchtet man den Begriff, wie er in dieser Form in nahezu allen zeitgenössischen Diskursen Verwendung findet, so handelt es sich immer um Macht im Sinne von *Macht über andere*. Macht habe ich genau dann, wenn ich *Macht über andere* besitze. Und ich besitze umso mehr Macht, je mehr Einfluss ich auf andere Menschen nehmen kann – auf ihr Denken, Tun, Haben und Sein. Es lässt sich unter unseren zeitgenössischen Diskursen kaum einer finden, dem ein anderes Machtverständnis zu Grunde liegt. Macht meint stets: *Macht über andere*. Trotz aller Bemühungen der kritischen Auseinandersetzung mit diesem Thema scheint es immer noch so, dass Macht über andere ein zentrales Ziel für viele darstellt. Daher lohnt ein Blick in die Geschichtsschreibung, in der dieser Machtbegriff ebenso eine zentrale Rolle einnimmt. Denn dort finden wir das, was am Ende steht, wenn *Macht über andere* das Ziel unseres Strebens ist, nämlich in den Geschichten, die von Menschen wie Julius Cäsar, Dschingis Khan, Napoleon, Stalin und Hitler handeln.

An dieser Stelle möchte ich eine gewagte Behauptung aufstellen: Es mag mit noch so großer Macht verbunden sein, Macht über andere zu besitzen, aber

die größte Macht ist es, Macht über sich selbst zu haben. Wenn Sie jetzt denken, ich sei ein Träumer o. ä. und daher zweifeln, ob ich recht habe, dann ist das gut so. Denn dann haben Sie selbst Macht über Ihr Denken. Was aber bedeutet das überhaupt, Macht über sich selbst zu haben? Es bedeutet, um es in vereinfachter Kürze auf den Punkt zu bringen: Macht über sein eigenes Tun, Denken, Haben und Sein zu besitzen. Wie viele von uns verfügen über eine umfassend ausgeprägte Macht in diesem Sinne? Wie selbstbestimmt ist unser Haben, Tun, Denken und Sein wirklich? Wie sehr beeinflussen uns der Zeitgeist, die verschiedensten Ideologien, die (post)modernen Idole und Weltanschauungen? Die Wahrheit ist: Viel mehr als uns lieb sein sollte. Macht über sich selbst zu haben, bedeutet Selbstherrschaft im radikalen Sinne und nur diese wiederum ist der Träger eigentlicher Freiheit.

Neben den Geschichten, die von *Macht über andere* handeln, sind uns auch andere überliefert, die sich als beständig erwiesen haben. Nämlich jene von Siddhartha Gautama, Konfuzius, Sokrates und auch die von Jesus aus Nazareth. Die einen bleiben den Geschichten der Macht handeln also von Menschen, meist Kriegstreibern, die *außergewöhnliche Macht über andere Menschen* ausgeübt haben und die anderen handeln von *außergewöhnlich selbstbestimmten Persönlichkeiten*. Wenn nun in oder auch hinter unseren Diskursen ein Machtbegriff steht, der primär nur die eine Seite der Macht kennt, wie unterminiert ist dann die andere in der Welt, jene Seite also, die zur Arbeit an uns selbst auffordert – in existenzieller und moralischer Hinsicht? Es lohnt, wie ich finde, darüber nachzudenken.



Foto: privat

Hermann Milletich studierte Philosophie an der Universität Graz. Er promovierte 2018 mit einer Arbeit im Themengebiet der philosophischen Anthropologie. Seine Forschungsinteressen liegen in den Bereichen Anthropologie, Ontologie und Lebenskunst. Seit 2022 arbeitet er als Berater im Sozialbereich.

KHG gottesdienste



STUDIARENDENGOTTESDIENST IN DER LEECHKIRCHE

MI 18:00

Zinzendorfsgasse 3

MESSE IN DER STADTPFARRKIRCHE

SO 18:15

Herrngasse 23

MESSE IN DER HAUSKAPELLE

DI 7:15

Leechgasse 24

In der vorlesungsfreien Zeit finden keine Gottesdienste statt!

spezielle gottesdienste



KIRCHWEIHFEST DER UNIVERSITÄTSKIRCHE MARIA AM LEECH

MO 1. MAI

11:30 Festgottesdienst in der Leechkirche
mit Bischof Wilhelm Krautwaschl

12:30 Kirchweihfest um die Leechkirche

Zinzendorfsgasse 3

Bei Schlechtwetter findet das Fest im Quartier Leech, Leechgasse 24, statt.

GEFÄNGNISGOTTESDIENST MUSIKALISCH GESTALTEN

SO 22. MAI, 7:30

Justizanstalt Graz-Karlau

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STIEGENKIRCHE

jeden letzten DI im Monat 19:00

Sporgasse 23a

BREAK4PRAYER

MO-FR, 12:00 – 12:10

QL Hauskapelle, Leechgasse 24

EUCCHARISTISCHE ANBETUNG IN DER QL-HAUSKAPELLE

jeden FR, 20:10

QL Hauskapelle, Leechgasse 24

MAGIS-GRUPPE

Raum des Gesprächs, des Austausches und des Gebets

Information, Anmeldung: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at

KATHOLISCHE
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein
um die Unterstützung unserer Arbeit.
Herzlichen Dank!

Katholische Hochschulgemeinde Graz

Stmk. Bank u. Sparkassen AG

Kto-Nr: 03300 700 543

BLZ: 20815

IBAN: AT312081503300700543

BIC: STSPAT2G

Verwendungszweck:

DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN

Zeitschrift der Katholischen Hochschul-
gemeinde für die Grazer Universitäten
und Hochschulen

Chefredaktion:

Mario Steinwender

Redaktionsteam:

Jennifer Brunner

Agnes Hobiger

Julia Jochum

Helga Rachi

Natalie Resch

Anton Tauschmann

Jörg Wilkesmann

Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz

Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz Tel.

0316/322628

www.khg-graz.at

Layout und Satz:

Wolfgang Rappel

Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,

St. Ruprecht an der Raab

*Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht
die Meinung der Redaktion bzw. des Heraus-
gebers wiedergeben.*

*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die
urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten
Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber*innen von
Bildrechten werden gebeten, sich unter
steinwender@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: steinwender@khg-graz.at

Coverfoto:

Manfred Erjautz, Cloudcross, gusseisernes Standkreuz,
Rotbronze (Handguss), 2018.

Foto: Daniela Beranek © Bildrecht Wien



Tense Horizon

Der russische Angriffskrieg zwang die ukrainische Künstlerin Elmira Shemsedinova zur Flucht aus ihrer Heimat. Bereits vor acht Jahren verlor ihre Familie das Haus auf der Krim an der Schwarzmeerküste, das ihre tatarischen Vorfahren dort gebaut hatten. In ihren Werken erinnert sie sich fern der Heimat an die unbeschwerte Zeit, die sie dort in den Sommermonaten verbracht hat. Der Horizont am Ende der Wellen des Schwarzen Meeres zeigt sich nun nicht mehr in den unbeschwert bunten Farben ihrer Kindheit und Jugend, sondern bündelt in der Monochromie die reale Bedrohung der Kanonenrohre auf den Panzerkreuzern. Krieg ist nie nur eine abstrakte Größe von Militärstrategen, sondern hat immer mit dem Leben konkreter Menschen zu tun.

Eröffnung mit Performance im Rahmen der Galerientage, Aktuelle Kunst in Graz

SA 13. Mai, 11:00 Uhr

QL-Galerie, Leechgasse 24



Foto: Canva

WANDEREXERZITIEN Sallegg

FR 21. – SO 23. APR

Begleitung: **Maria Patka sa, Wolfgang Dolzer SJ**

Informationen, Anmeldung: patka@khg-graz.at



Foto: Canva

BEWUSST LEBEN

Interreligiöse Aktion zu bewusstem und nachhaltigem Leben.
Mit kulinarischen Genüssen aus aller Welt

DI 25. APR, 11:30 – 15:00

Paradies L, Zinzendorfsgasse 3

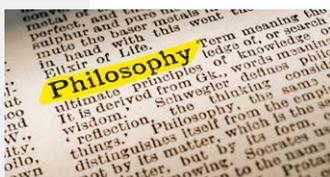


Foto: Canva

PHILOSOPHICUM GRAZ

Podiumsdiskussion zum Thema Gewalt gegen Frauen

DI 16. MAI, 19:00

QL-Vortragssaal, Leechgasse 24



Foto: Rinner

KHG/KHJ-FRIEDENSWALLFAHRT zum Stift Kremsmünster

auf verschiedenen Touren am Benedikt Pilgerweg –
Schlierbach bis Kremsmünster

FR 19. – SO 21. MAI

Informationen, Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at



Foto: Canva

KHG REISE nach Brüssel und Flandern

SO 16. – SO 23. JUL

Informationen, Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at



Foto: Kölbl

FAHRT ZUR 18. ARCHITEKTUR-BIENNALE nach Venedig

FR 15. – SO 17. SEP

Reisebegleitung: **HS Alois Kölbl** und **Arch. Alfred Bramberger**

Informationen, Anmeldung: khg@khg-graz.at



Foto: Canva

TOGETHER | GATHERING OF THE PEOPLE OF GOD

Papst Franziskus lädt zum synodalen Jugendtreffen in Rom

FR 29. SEP – SO 1. OKT

Informationen, Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at

DiskursMacht

In dieser Ausgabe soll ein kritischer Blick auf Diskurs und Diskursivität geworfen werden. Insbesondere durch die inneren und äußeren Infragestellungen der Demokratie als Regierungsform, deren Charakteristikum es ist, den offenen und pluralen Diskurs nicht nur zuzulassen, sondern ihn als Herzstück politischen und öffentlichen Geschehens auszuweisen, gilt es, diesen viel beschworenen Begriff aus unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten. Unter dem Titel »DiskursMacht« wollen wir erörtern, worin die Diskursivität der Demokratie besteht, in welchem Verhältnis Kunst, Kultur und Wissenschaft in ihrer eigenen Diskurslogik, die auch immer eine Machtlogik zum Ausdruck bringt, zueinander sowie zum politischen und öffentlichen Geschehen stehen. Im Zentrum steht also die Frage, wer oder was den Diskurs hervorbringt und wen oder was der Diskurs hervorbringt – wer oder was den (offenen) Diskurs macht, und wen oder was der (offene) Diskurs macht.

Mario Steinwender, Chefredakteur